



Hunt Institute for Botanical Documentation
5th Floor, Hunt Library
Carnegie Mellon University
4909 Frew Street
Pittsburgh, PA 15213-3890
Telephone: 412-268-2434
Email: huntinst@andrew.cmu.edu
Web site: www.huntbotanical.org

The Hunt Institute is committed to making its collections accessible for research. We are pleased to offer this digitized item.

Usage guidelines

We have provided this low-resolution, digitized version for research purposes. To inquire about publishing any images from this item, please contact the Institute.

Statement on harmful and offensive content

The Hunt Institute Archives contains hundreds of thousands of pages of historical content, writing and images, created by thousands of individuals connected to the botanical sciences. Due to the wide range of time and social context in which these materials were created, some of the collections contain material that reflect outdated, biased, offensive and possibly violent views, opinions and actions. The Hunt Institute for Botanical Documentation does not endorse the views expressed in these materials, which are inconsistent with our dedication to creating an inclusive, accessible and anti-discriminatory research environment. Archival records are historical documents, and the Hunt Institute keeps such records unaltered to maintain their integrity and to foster accountability for the actions and views of the collections' creators.

Many of the historical collections in the Hunt Institute Archives contain personal correspondence, notes, recollections and opinions, which may contain language, ideas or stereotypes that are offensive or harmful to others. These collections are maintained as records of the individuals involved and do not reflect the views or values of the Hunt Institute for Botanical Documentation or those of Carnegie Mellon University.

About the Institute

The Hunt Institute for Botanical Documentation, a research division of Carnegie Mellon University, specializes in the history of botany and all aspects of plant science and serves the international scientific community through research and documentation. To this end, the Institute acquires and maintains authoritative collections of books, plant images, manuscripts, portraits and data files, and provides publications and other modes of information service. The Institute meets the reference needs of botanists, biologists, historians, conservationists, librarians, bibliographers and the public at large, especially those concerned with any aspect of the North American flora.

Hunt Institute was dedicated in 1961 as the Rachel McMasters Miller Hunt Botanical Library, an international center for bibliographical research and service in the interests of botany and horticulture, as well as a center for the study of all aspects of the history of the plant sciences. By 1971 the Library's activities had so diversified that the name was changed to Hunt Institute for Botanical Documentation. Growth in collections and research projects led to the establishment of four programmatic departments: Archives, Art, Bibliography and the Library.

farben. An den blondhaarigen Babies kann man die Natürlichkeit der Farbe beweisen, die in diesen Familien gewöhnlich ist. Blondheit unter den Lauanern ist wahrscheinlich eine Erbanlage von Teilaubinismus. Während meines Fidschi-Aufenthaltes sah ich mehrere Voll- und Teilaubinos. Je vollkommener sie sind, desto ^{schlechter} ist ihr Sehen im hellen Tageslicht.

Mein kurzer Aufenthalt in Nandarivatu erwies sich als ein beta-nisch glücklich gewählter Jagigrund. Deshalb wünschte ich für längere Zeit dorthin zurückzugehen. Durch die Freundlichkeit von Herrn Dr. Jack und Herrn Turbet, der letztere war früher Beamter an einer langjährigen Gesellschaft zur Einführung von Forellen, konnte ich für eine nominelle Summe von der Gesellschaft das unbenutzte Fischbruthaus auf Nandala mieten. Es lag 4,5 km vom Rasthaus und ungefähr 250 km Autostrasse von Suva entfernt.

Kapitel X

Zwei Monate in einer Fischbrutanstalt.

Die Fischbrutanstalt, mein Haus für Februar und März, war ein langer, mit hässlichen aber nützlichen Wellblechplatten gedeckter Bau, mit Holzwänden und grossen Metall-Moskito-Netzen und einem Zementfußboden. Die hölzernen Tanks im Fischzuchtbau waren jetzt leer. Das gut angelegte Gebäude hätte aber mehr als 4 oder 5 m über dem gewöhnlichen Wasserspiegel des nahen Stromes liegen sollen. Das kastenähnliche Wärterhaus in der Nähe enthielt zwei Zimmer und besass gleichfalls ein Wellblechdach. Das eine Zimmer hatte Fenster, darum benutzten wir es als Schlafzimmer; das andere mit grossen Fensterläden, die weit geöffnet werden konnten, gebrauchten wir als eine Kombination von Arbeits-, Studier-, und Wohnzimmer. Die Einrichtung bestand aus Feuerherd, einem Feldbett, mehreren Stühlen und einem Tisch. In geziemendem Abstand vom Hause befand sich eine reine Wellblechcilette.

Obwohl das Wasser in dem Flüsschen klar aussah, konnte es doch leicht mit Organismen, die die Amoeben oder Bakteriendysenterie verursachen verunreinigt sein, denn es kam aus der Richtung von Nandarivatu. In den ~~zigen~~ ersten Tagen kochten wir daher unseren Trinkwasservorrat ab. Da aber geden Spätnachmittag und in der Nacht der Regen in lärmendem Stakkato auf unsere Wellblechdächer fiel, zapften wir bald diese Versorgungsquelle aus Rinnen und massiven Röhren strömte es auf die Erde herab. Das störte uns nicht. In ein Rohr steckten wir eine Dalopflanze (Colocasia antiquorum), die obwohl wir sie zwei Monate als Stöpsel benutztten, fröhlich weiterwuchs und nicht absterben wollte. Dann schlugen wir mit einem Nagel ein Loch in die Verbindungsrohre und erhielten so eine künstliche Quelle. Unter dem Loch standen nun ständig zwei 5 Gallonen Kerosinekanister, die nun ständig gefüllt wurden. Zum Geschirrwaschen und für uns selbst benutzten wir dies Wasser nicht, sondern fanden es einfacher an unseren Fluss zu gehen. An einem tieferen Teil nahmen wir gelegentlich Schwimmbäder, trotz unangenehm kalten Wassers. Manchmal, wenn ich nur meinen Kopf über Wasser hatte, konnte ich die zwitschern-den-fidschianischen Schwalben beobachten, wie sie in schnellem Fluge auf die Oberfläche herunterglitten, um Wassertropfen zu sich zu nehmen.

Am Wasserlauf des Nandala, sowie an den Flüssen bei der Suva-Pumpstation und anderswo, sammelte ich die kuriose Acalypha rivularis, ein Wolfsmilchgewächs. Diese Pflanze ist typisch für periodisch überschwemmte Flussufer. Sie ist gewöhnlich 30 - 60 cm hoch, wenig oder spärlich verzweigt und trägt viele Blätter in Büscheln, die so wunderschön rot gefärbt sind, dass dieser Strauch gut als Zierblattpflanze in kalten und gemäßigten Klimaten als Zimmerpflanze und in wärmeren ~~zimmertypen~~ in Gärten gezogen werden könnte. Seemann, sowie Gillespie, die Exemplare auf Viti Levu sammelten, kannten die Pflanze als kendakanda; Smith, der sie auf Vanua Levu fand, gab ihren Namen mit sasariwai an. Fidschier, die in der Nähe der Fischbrutanstalt lebten, ~~sagten~~ und Sabatu-Dialekt sprechen, meinten, sie heisse setiura.

Das Mandala - Gebiet war/in der Tat reich an interessanter Vegetation. Aber viel von der Zeit, die wir zum Summeln des Reichtums an wertvollen Pflanzen um uns herum hätten verwenden können, benötigten wir für Haushaltspflichten; mussten Konserven, Kerosine, Benzin von Raggs Gemischtwarenladen holen, Etiquetten schreiben, unsere Laternen zurecht machen und nachfüllen und schwere Bündel mit feuchten Pflanzen vom Arbeitsraum zu unserem feuersicheren Trockenhäuschen schleppen, im Vertrauen, es war unsere Toilette. Zwölf Stunden später schleppten wir dieselben durch die verdampfte Feuchtigkeit viel leichteren Bündel zurück, um die zerbrechlichen, trockenen Exemplare herauszunehmen. Da sie mussten sortiert, gepackt und fast ~~xxxxx~~ 6 Kilometer weit zum Postamt in Nandarivatu gebracht werden. Von dort schickte ich sie an das Arnold Arboretum in Massachusetts. All diese Arbeit musste getan werden; außerdem sollte Ordonez sein unterbrochenes Hochschulstudium fortführen und die Schulbücher, die er mitgebracht hatte, studieren. Um die Nachbarschaft gründlich nach Pflanzen abzukämmen, musste ich zusätzliche Hilfe engagieren.

Bei einem Rückweg von der Post traf Ordonez einen 20 Jahre alten Fidschier. Er erzählte ihm woran wir arbeiteten und legte ihm nahe, sich bei mir um eine Anstellung zu bewerben. Ein oder zwei Tage später klopfte Timothe Mbebe, ein gut aussehender Eingeborener, an meine offene Tür. Er war barfuss, einfach mit Shorts und einem schwarzen Sweater bekleidet und trug ein Machete. Timothe sprach wenig Englisch, aber beobachtete mit Interesse, was wir taten. Er lebte nicht weit ~~xxxxxx~~ entfernt in einer ^{ZU} Eingeborenensiedlung, zusammen mit seinen Eltern, Brüdern, Schwestern und deren Ehegatten. Er erlernte bald seine Pflichten und erwies sich während unseres Aufenthaltes in Mandala als intelligent, sauber, arbeitsam und ausnehmend zuverlässig. Er beschämte uns - wenn wir bis zu später Stunde gearbeitet und studiert hatten - an vielen Morgen, indem er außerordentlich früh zum Hause kam und ohne, dass ich ein Wort gesagt hätte, Feuer im Herd macht und unser Frühstück kochte, während wir noch im Schlaf liegen.

Timothe, Sohn von Ketewai, dem eingeschorenen Zeremonienmeister des

Distriktkommissars, in der Gegend geboren, kannte seine Heimat gut. Seine Machete schwingend, führte er uns auf den vielen überwachsenen Pfaden, hackte uns Wege durch Gebiete, wo keine Pfade bestanden. Hinter ihm gehend, konnte ich nicht umhin, seine gut entwickelte Wade-muskulatur zu bewundern, wie ich später feststellte, ein typisch fidschianisches Merkmal, wie auch das Haar auf seinen Schenkeln, dass in kleinen wolligen Büscheln abstand, gleich einem mit Schilfchenwolken bedeckten Himmel. Dieses Charakteristikum hatte ich nie bei irgend einem Hawaier oder Orientalen beobachtet. Die Oberfläche seiner Nase bedeckten Flauschhaare, in botanischen Jargon würde ich es "uniformly hirseltous" nennen. Ich grübelte nach, wie wohl Timothes Vorfahren in uralten Zeiten in grossen, doppelten, Kauz ausgehöhlten Kanus von fernen Afrika gekommen sein müssen und dass er, ein Melanesier, eigentlich quasi ein Hawaier sei, mit einer Beimischung von negroidem Blut. Wegen seiner feinen Persönlichkeit sahen wir Timothe bald als Mitarbeiter und vertrauten Freund an, statt als bezahlten Diener.

Eines Tages, als ich von meinem mit Pflanzen bedeckten Arbeitstische sass, standen Ordonez, Timothe und einer seiner vielen Brüder um mich herum. Während wir gerade über ein interessantes Exemplar diskutierten, trat ein englischer Holzhändler ein, für den ich einen Empfehlungsbild hatte. Ich stellte ihn meinen farbigen Freunden und Bekannten etwas unformell vor. Da ich im Moment nicht weiter zu sagen wusste, wiederholte ich unsere vorherige botanische Diskussion. Der Besucher sties die jungen Leute röhre beiseite und nannte zu meiner grössten Scham, die Fidschier unglaubliche, eingefleischte Lügner. Jede Information, die ich von ihnen erhalte, sei wertlos. Mein Besucher war zu dieser Meinung berechtigt. Jedoch solche unhöflichen und beleidigenden Reden vor diesen farbigen Leuten zu führen, wiess auf einen abgrundtiefen Rassenhass hin. Ich fühlte mich über meinen weissen Rassegenossen tief beschämt. Mit Ordonez' Unterstützung erklärte ich den Fidschiern, dass in Hawaii, sowie in den nördlichen, mehr zivilisierteren Teilen der Vereinigten Staaten, kein Weisser so ist, wie dieser Besucher. Dort wären

wie freundlich und höflich, mehr so wie die Fidschier selbst.

Ein anderer Besucher unseres Nandalsheimes war Tommy. Sein Herr Timothe sprach den Namen wie » Tee-mej « aus. Tommy war ein grosser, ~~sehr~~ schwarz-weiss gefleckter Hund, vorwiegend Setter. In Honolulu besass ich auch Hunde, so hatte ich es gern, wenn er unter dem Tisch zu meinen Füssen lag. Timothe sprach den Hund oft mit den Worten » Tomba « und » Tommy « an. Ich dachte, Tomba hiesse » Komm « auf fidschianisch, weil die Fidschier den meisten englischen Namen, die mit einem Konsonanten endigen, einen Vokal hinzufügen. Wenn ich den Hund streicheln wollte, winkte ich ihm und sagte: » Komm her, Tomba! « Anstatt zu kommen, reagierte er zu meinem Befremden ganz anders und verschwand nach draussen. Als ich daraufhin das verschiedenartige Verhalten des Hundes kritisierte, erklärte mir Timothe schliesslich, dass » Tomba « auf fidschianisch » Geh raus « bedeutet und dass mein Winken im Gegensatz zu meinem Wort stehe. Ich lernte, dass Timothe der fidschianische Name war für den biblischen » Timothy « und Mbember Schmetterling » bedeutet. Timothes kleiner Bruder Luky war nach dem biblischen Namen Lukas benannt. Die missionarische Durchführung auf die schönen fidschianischen Namen zu verzichten, ja sogar den Fidschiern ihre alten Namen fortzuhehmen und durch ausgesuchte Bibelnamen zu ersetzen, ist oft lächerlich. In einem Buch von Rev. Walter Lawry, vom Jahre 1852, über tonganische und fidschianische Missionen, beschreibt er, wie Namosemalua, König von Vewa, » Melchisedeck « als Taufnamen erhielt. Beide Namen, die gleichwertig für mich barbarisch zungenverdrehend sind. Zur Vereinfachung hätte der Priester lieber den König » Mbember « oder » Jim « taufen sollen.

Obwohl ich beruflich Botaniker bin und ~~xxx~~ mich auf Sammeln und Studieren der Pflanzen konzentriere, fühle ich mich auch zu den andern Erscheinungsformen der Natur hingezogen. Ich trug immer eine » Cyanidflasche « bei mir oder hatte eine in Reichweite. Wenn fremdartige Insekten des Nachts an meine Laternen flogen, während ich an meinen Pflanzen arbeitete, fing, tötete und konservierte ich sie. Da sich mein Freund, Dr. C. B.

Alexander von der Universität von Massachusetts besonders für Tipulidae Hunt Institute for Botanical Documentation

oder Bachmücken interessiert, zollte ich diesen zweiflügeligen, langbeinigen Insekten meine grösste Aufmerksamkeit. Ich steckte sie getrocknet in Papiertütchen, beschriftete das Ganze mit Datum und Fundort und schickte sie ihm dann per Post in Behältern mit den übrigen Sammlungen von toten Baumgrillen, Wespen, Fliegen usw. Sie erreichten ihn mehrere Monate später in seinem Studiersimmer in Amherst, gewöhnlich in gutem Zustand. Unter meinem Fang befanden sich einige Neuheiten; eine hübsche grüne Species trägt zum Andenken an meine Jagd meinen Namen.

Als ich in dem Staub der Abhänge von Nandala Ameisenlöwen fand, hatte ich nicht das Herz sie zu töten und zu konservieren. Sie gefielen uns zu gut; sogar Timothe hatte seine Freude daran. Wir gruben die etwas kanibalistischen Larven des Ameisenlöwen aus ihren trichterförmigen Erdlöchern, oder bliesen den Staub in kleinen Miniaturorkanen von ihren Löchern fort, um sie freizulegen. Wir nahmen sie in einer Dose voll Staub mit nach Hause und verteilten sie dann auf mehrere Kuchenbleche, die mit getrockneter, gesiebter Erde bis ^{fast} zum Rand ^e gefüllt waren. Die Insekten wanderten in ruckartigen Bewegungen mit Hilfe ihrer Hinterteile unstet rückwärts bis fast an die Oberfläche des Bleches. Diejenigen, die sich schliesslich niederliesen, machten zunehmend kleinere Spiralen, wobei sie Sandkörner und Staub mit einem Stoß ihres Kopfes fort schnellten. War das trichterförmige Loch gegraben, lag der Ameisenlöwe horizontal in der Mitte, seine zangenartigen Kiefer umspannten weitgeöffnet das schmale Ende des Kegels, nun bereit für seine Räubereien. Als Herr Edward G. Theodore, einer der führenden Köpfe der ergiebigen Goldminenindustrie Fidschis und Beamter der Forellen-Einführungs- und Akklimatisations-Gesellschaft, - somit einer meiner Hauswirte -, mit seiner Frau und einer Anzahl Freunden zu einem Picknick bei mir vorsprach, ~~sitzende~~ bewunderte er diese Insekten. Der Scharfsinn solch eines hungrigen 8 mm langen ^{Ungeheuers} war unheimlich, wie er sein ^e Loch ausgrub, eine Gleitbahn unter einer Ameise anlegte, die ich an den Rand des Kuchenbleches geleitet hatte. Haben diese Tiere ihre starke Fresslust befriedigt, tritt für sie eine Zeit trüger Untätigkeit ein. Dann webt jedes für sich ei-

nen kugelförmigen Ball, mit Seide ausgefüttert, aussen mit Erde bedeckt. Darin streifen sie ihre beutelähnliche Haut zur Verpuppung ab und gehen schliesslich als Libellen-ähnliche Insekten daraus hervor. Sie sind nicht gerade anmutig; man kann sie sofort an ihrem ungeschickten, flatternden, beinahe Hubschrauber-ähnlichen Flug erkennen. Diese Kokons und einige "Löwen" hielt ich mir während meines ganzen Fidschiaufenthaltes als Haustiere. Jeder Löwe befand sich in seinem individuellen, kleinen staubgefüllten Gefäss. Wurden sie niedergesetzt, höhltcn sie sofort ihre Löcher aus, um zum Raub bereit zu sein. Diese Ameisenlöwen erreichten schliesslich Amherst, um dort die ausgezeichnete Insektsammlung, die sich an der Universität von Massachusetts befindet, zu bereichern.

Unser tägliches Essenbestand aus Kondensmilch, Zwieback, Corned Beef, Sardinen, Büchsensuppen, Bouillonwürfeln, Kaffeeersatz, Kakao, Jam, eingemachten Birnen und Pfirsichen, Zwiebeln, indischer lang haltbarer Ghee, das ist geklärte flüssige Butter, und Sodaminttabletten, die meinen übersäuerten Magen beruhigen sollten. Ordonez und ich bekamen daher bald Appetit auf frisches Gemüse. Wir äusserten unsern Wunsch zu Timothe. Am nächsten Tag brachten uns seine verheiratete Schwester und sein jüngerer Bruder Luky Grünzeugbündel, mbele genannt. Timothe kannte vier verschiedene Arten, die hauptsächlich in der Blattform variierten. Diese Pflanzen, so erklärte er, finde man nie wild wachsend, sie blühen niemals und werden durch Ableger vermehrt. Als Gemüse gekocht konnten wir die füsslangen Schösslinge zwar essen, sie schmeckten jedoch ausserordentlich schleimig. Bis wir uns daran gewöhnten, setzten wir diese Eigenschaft durch Entfernen des ersten Kochwassers herab. Ich hielt diese so schleimreichen Pflanzen für Malvenarten, wusste es aber nicht genau, welche Sorten, bis Dr. Smith an meinen Herbarproben feststellte, es wären Hibiscus manihot und Hibiscus esculentus. Ich glaube nicht, dass diese zwei Pflanzen ausgesprochen besondere Arten darstellen, aber einfache Kulturformen. Offensichtlich entstanden sie durch einheimische Kultivation einer einzigen Art, die vielleicht in Fidschi nie wild wachsend existierte. Womöglich kam sie aus einem

nach Fidschi
fernen Lande, vielleicht Afrika, woher sie gut ihren Weg durch eine der
verschiedenen Menschenrassen gefunden haben kann. Eine andere, in den ~~xi~~
europäischen Gärten gezogene Form, ist die gewöhnliche okra, Hauptbestand-
teil einer Hühnerfleischsuppe, die häufig in den Südstaaten gegessen ~~xi~~
wird.

~~Makazeppaziz~~ Dumpf rumpelten jeden Tag mit riesigen Kauristämmen
beladene Lastwagen hinter unserm Hause vorbei nach Lautoka. In einem
Tal zwischen Nandala und Nandarivatu solitén neue Gebiete zum Holzfäl-
len erschlossen werden. Arbeiter lichteten einen dichten Waldstreifen,
um eine Strasse für den Abtransport anzulegen. Ein paar Meilen entfernt
fallen eingeborene Arbeiter täglich Urwaldriesen. Wenn diese zu Boden
krachten, zogen sie viele ihrer benachbarten Bäume mit ins Verderben,
die mit ihnen durch ein dichtes Gewebe von Lianen und Ranken verbunden
waren. Inmitten dieses Holzschlages sammelten wir viele wertvolle Pflan-
zenexemplare, Luftpflanzen, normalerweise an den Spitzen der höchsten
Zweige wachsend, Blüten und Früchte der Baumgiganten. Wenig Leute wissen,
dass in einer botanisch neuen Gegend die Bäume am letzten gesammelt
werden. Kräuter und Sträucher kann man im Vorübergehen aufnehmen, die
botanisch diagnostisch wichtigen Baumblüten und Früchte dagegen sind ~~xi~~
dem schnellen Zugriff des Sammlers entzogen. Von den Bäumen Proben zu
erhalten, bedeutet entweder waghalsige Kletterei oder kostspielige,
zeitraubende Arbeit die Bäume zu fällen. Eine gute Methode scheint mir
die meines Freundes, der die gewünschten Blüten und Zweige herunter-
schoss.

Eine der eigenartigsten Luftpflanzen, die ich unter den gefällten
Bäumen fand, war ein Hydnophytum (Kaffeeefamilie). Sie bestand grössten-
teils aus einem klumpigen, olivgrünen, kartoffelähnlichen Stamm, der sich
mit einer Seite fest an den gefallenen Kauristamm presste. Die wenigen
schlanken Wurzeln, durch die Wucht des Aufpralls etwas beschädigt und
locker gerissen, schienen auch unter normalen Bedingungen ziemlich ober-
flächlich die glatte Rinde des Baumes zu umklammern. Also keine parasi-
tische Pflanze, weil die Wurzeln den Stamm nicht durchdrangen. Aus der
Hunt Institute for Botanical Documentation

Spitze der schwülstigen Masse entsprangen ein, selten mehrere, dicke rundliche Zweige, die ein paar gegenüberstehende länglich-rundliche Blätter u und ~~unzählbar~~ einige unansehnliche, ungefähr 1 cm lange Blüten trugen. Noch niemals hatte ich solche Pflanze gesehen, erinnerte mich aber während meiner Studentenzeit über Ameisenpflanzen gelesen zu haben, die in ihren aufgequollenen Stämmen (Stengeln) in komplizierten Gängen Kolonien bösartiger Ameisen beherbergen. Diese Tiere schwärmen bei der leitesten Berührung aus, um ihren sorglosen Feind anzugreifen. Mit Timothes Machete schnitt ich den Stamm entzwei. In dem etwas brüchig-käsigen Innern sah man die Gänge. Die Ameisen krochen langsam mit ihren Larven und Puppen von dem einfallenden Lichte fort, waren aber nicht im geringsten angriffslustig. Sie sahen den gewöhnlichen Ameisen von Hawaii sehr ähnlich (wahrscheinlich Pheidole megacephala), mit ihren klein-köpfigen Arbeitern und gross-köpfigen Soldaten, die so hungrig nach tierischer Nahrung sind, dass sie gierig Fliegeneier und Maden fressen und damit die Fliegenbevölkerung Hawaiis pro Quadratmeile unter die des Festlandes herabsetzt. Ich wäre nicht überrascht, wenn ich hören würde, dass diese Ameise tatsächlich ein Neuankömmling in Fidschi ist und auf der Suche nach Lebensraum die einheimische, gefährliche Art verdrängte, die ursprünglich als Bewohner dieser Ameisenpflanze gefunden wurden. Die Hydnophytum ist so bemerkenswert, dass viele Forscher betreffs dieser Funde berichtet haben. Horne, z.B. der 1878 ein Jahr in Fidschi verbrachte, erwähnte die »gefährlichen Ameisen«, die diese Pflanzen bewohnen, aber wo sind sie heute? Alle Hydnophyten, die ich sammelte, - und ich sammelte viele - beherbergten eine ganz angriffsunlustige Ameisenart. Nach Horne: »Sind vier Arten dieser Arten in Fidschi entdeckt worden. Es sind epiphytische Pflanzen, die allgemein an den Stämmen und Zweigen der Bäume gefunden werden. Ihr Lieblingsplatz ist zwischen den Astgabeln, wo sie am sichersten sitzen. Der Teil der Pflanze, der Stiel oder Stamm genannt werden könnte, ist kegelförmig gestaltet, an der Basis flach oder konkav. Er passt sich dem Stamm oder Zweig, auf dem er sitzt, mehr oder weniger an und ist an der Spitze oder dem Scheitelpunkt gerundet. Die grösste, die gesehen wurde, war ungefähr ein Fuss im Durchmesser und 15 Zoll hoch. Der Stamm besteht

aus einer weichen, schwammigen, faserigen, an der Aussenseite dunkel gefärbten Substanz, im Ganzen einer grossen purpurnen Kohlrübe ähnlich. Die schwarzen faserigen Wurzeln werden im allgemeinen von den Rindern des Stammes an der Basis ausgesandt und bedecken die Rinde des Baumes wie ~~zu~~ ein Netz, an dem sie fest anhaften. An der Spitze des Stammes erheben sich Zweige, die Blätter und Blüten tragen. Die letzteren sind entweder weiß oder gelb, manchmal einen Zoll lang. Der Stamm ist ein beliebter Aufenthaltsort der gefährlichen schwarzen Ameisen, die ihre Nester darin bauen, und zu zahllosen Gängen aushöhlen, aus denen sie bei der geringsten Beunruhigung in grossen Mengen hervorbrechen.“ David Fairchild, der ~~Tran~~ Archbold auf einer vorherigen Cheng Ho Reise begleitete, schreibt in seinem Buch »Garden Islands of the Great East« über seine Erfahrungen mit diesen Pflanzen. Sie wuchsen auf Mangroven im Sangihe Archipel, zwischen den Philippinen und Celebes. »In einem Augenblick hatte Hugo eine von ihnen in Händen. Schwärme von sehr kleinen, aber bösartigen Ameisen ließen aus der grossen Knolle über seine Arme. Ich bemerkte, dass wir eine von Ameisen bewohnten Hydnophyten vor uns hatten. Als ich sie mit einem Messer durchschnitt, sahen wir, dass die Knolle voller Gänge war, dicht gedrängt voller Ameisen.“

Am 20. Februar goss es in Strömen. Unser Bach, vom Regen angeschwollen, stieg ständig. Timothe, der auf der andern Seite wohnte, konnte zur gewohnten Zeit nicht kommen. Am Nachmittag rannte ein durchnässter Fidschier auf unser Haus zu. Auffallend war seine Gigolo-hafte Aufmachung, Bartkoteletten und Menjoubärtchen, eine alberne Nachahmung westlicher Kultur. Aufgeregt versuchte er uns in konfusem, gebrochenem Englisch etwas zu sagen. Dies beeindruckte uns zuerst wenig und hörten nur höflich seiner Rede zu. Aber als ich ihn »Grosser Wind« erwähnte, ^{wir} hörte, konzentrierte ich mich mit aller Kraft auf seine Erzählung. Ungefähr zwanzig Jahre vorher hatte ich einen Hurrikan in Bermuda erlebt, der hatte mir Respekt vor ihm beigebracht. Ich sah dort, wie riesige Baumzweige losgerissen wurden und anstatt auf die Erde herunter zu fallen, horizontal die Luft flogen. Wäh-

rend der Windstösse bogen sich die hölzernen Wände meines Hauses nach innen und sprangen zurück, als der Wind nachliess. Ich wusste, was ein Hurrikan anrichten konnte, wenn er das Wellblechdach des Fischbrutgebäudes losreissen sollte. Solche Metallplatten konnten mit furchtbarer Gewalt durch die Luft fliegen, Menschen enthaupten oder wie ein riesiges Rasiermesser den menschlichen Körper durchschneiden.

Ich hatte diesen Fidschier nie gesehen. Er hieß Behny, ein Schwager von Timotheus, Ehemann der jungen Frau, die wöchentlich unsere Wäsche in ihrem Hause wusch. Wenn wir ihn auch nicht kannten, er kannte uns bestimmt aus Erzählungen und persönliche ^r Inspektion unserer amerikanischen Wäsche. Laut Kabelmeldung nach Suva und von dort per Telefon nach Nandarivatu, so lautete sein Bericht, hätte der Hurrikan bereits Samoa getroffen und grossen Schaden angerichtet. Er wäre gerade in Levuka, Ovalau, und sei jetzt auf dem Wege nach Suva. Niemand wusste sicher, ob er über Nandarivatu hereinbrechen oder ob er von der Richtung abweichen würde. Benny warnte ~~un~~ vor dem Fluss. ~~zu~~ Das Flussbett lag normalerweise weit unter uns, aber ~~xx~~ vor Jahren hatte Benny beobachtet, wie sich der Fluss in tosendem Giessbach gerade an der Stelle ergoss, wo unser Haus stand. Deshalb riet er uns, schnell auf eine höhere Stelle zu flüchten.

Ich wollte das massive Steinhaus in Nandarivatu erreichen, ehe der Orkan loschlug. Durch beständiges Schelten und Ermahnen bekam ich Ordonez, der die Gefahr missachtete, schliesslich soweit, dass er mir half unsere Besitztümer zusammen zu packen. Wir banden unsere getrockneten Pflanzefest fest zusammen, legten sie auf den Tisch und das Feldbett, rollten unsere voivoi-Pandanusmatten auf und stellten sie aufrecht in die Ecke. Die Papiere wurden in die Handkoffer getan und auf das Feldbett gelegt. Unsere grössten Schätze, die getrockneten Pflanzen, bedeckten wir mit Decken, Leinenbeuteln und einem kleinen Segeltuch, das wir gerade bei Hand hatten. Ich steckte Brieftasche und Pass in meine Tasche. ~~xxxxxx~~ Ordonez nahm seine Wertsachen an sich, dann zogen wir unsere Regenmäntel an, knöpften sie bis zum Kinn zu und machten uns auf den Weg zu dem vier Meilen entfernten Rasthaus. Der Wind mit rasender Schnelligkeit an, riss und

zerrte an den losen Enden unserer Regenmäntel. Bäume fielen um, Blätter flogen durch die Luft und der herabstürzende Regen verwandelte die ausgetretenen Wege zu kleinen Bächen. Die Eile beim Packen der Pakete hatte uns erhitzt. Der Schweiß und der durchdringende Regen machten uns bis auf die Haut nass, noch ehe wir unsern Zufluchtsort erreichten. Dort war alles in Aufruhr. Fräulein Reay, eine kleinere Frau mit Nerven aus Stahl und grenzenlos energisch, leitete die Fidschier an, alles sturmfest zu machen. Sie nagelten Bretter über die Fenster, damit der Hurrikan nicht die Glasscheiben zertrümmern und seine entfesselte Gewalt im Hause austoben konnte, wobei das Dach leicht abgehoben werden kann. Wir mieteten ein Zimmer mit zwei Betten. Da wir keinen trockenen Faden am Leibe trugen, zogen wir uns aus, um im Bett warm und trocken zu werken.

Das Barometer fiel ständig weiter. Der Regen und der heulende Wind, der in der Nacht aus verschiedenen Richtungen um das Haus tobte, konnte einem Furcht einjagen. Der kommende Morgen war verhältnismässig ruhig. Wir zogen unsere feuchten, klammen Kleider an und frühstückten allein an einem Tisch im Esszimmer. Von den benachbarten Tischen blickten die weissen Gäste argwöhnisch und missvergnügt auf Ordonez. Am Nachmittag wanderten wir mühsam auf der unratbedeckten Strasse über beschädigte, wacklige Brücken zurück in unser Heim.

Die Fischbrutanstalt bot einen Anblick... Die Dächer waren intakt, aber der Fluss musste mindestens eine Höhe bis zu vier m; Höhe erreicht haben. Er hatte die Brücke fortgerissen, gegen die Fundamente grosse Stämme aufgestürmt, unsere fünf Gallonenkanister fortgespült, Zweige, die mit Unrat und zahlreichen moli, den einheimischen Pampelmusen (Citrus grandis), vermischt waren, an das ausgespannte Drahtnetz der Fischbrutanstalt aufgehäuft. Wir dachten das sei alles, was der Hurrikan angerichtet hätte; als wir jedoch das Haus betraten, entdeckten wir auf dem mit stelzenähnlichen Sockeln angebrachten Fussboden, dass er bis zu 17 cm überschwemmt worden war. Eine schlüpfrige, schleimige Schicht überzog alles, was beträchtliche Zeit in Anspruch nahm wieder abzukratzen und fortzuspülen. Die Stapel Herbarproben auf Tisch und Bett waren Gott sei Dank trocken, die Betttücher jedoch an den Seiten von der steigenden Flut beschmutzt und durchnässt. Bündel trockner Pflan-

zen, die wir auf die Oberseiten der Kisten gelegt hatten, die unsere Lampenbatterien enthielten und (vertrauensvoll) auf dem Sitz unseres »Trockenhäuses« standen, bildeten eine abstoßende, schmutzige, widerwärtige Masse, weil das Klosett übergelaufen war. Wir tauchten die Laternen und Kisten wiederholt in den bereits verunreinigten Fluss, trockneten dann die Bündel über der gereinigten Einrichtung gründlich durch. Die trockenen, vom Schmutz verunreinigten Pflanzen legten wir sorgfältig zwischen neues Zeitungspapier; das alte verbrannten wir zusammen mit den beschmutzten Filztrocknern.

Der Orkan hatte den größten Teil der Blätter und Blüten in der Gegend abgerissen und zerfetzt, und so es unmöglich gemacht viel gutes Material zu sammeln. Den Mangel an Fülle kompensierten wir mit Qualität. Eine Woche lang lasen wir Proben von den Zweigen, die von den höchsten Baumriesen abgerissen worden waren. Es arbeitete sich so gut, wie an den Holzfällerlichtungen.

Benny, der Fidschi-Gigolo, besuchte uns einige Tage nach der Katastrophe. Wir dankten ihm herzlichst für seine Warnung. Anscheinend fühlte er sich mit diesem Lob gut belohnt. Während Ordóñez ihn mit einer Unterhaltung fesselte, füllte ich einen grossen Packkorb bis zum Rande mit kostbarkeiten und Geschenken: Messer, Streichhölzer, Seife, Parfüm, Handtücher, Pfirsichkonserven, Sardinen und ~~Minzsaft~~ ^{Ambula-n-a-kau}. Dies überreichte ich dem erstaunten Benny, der es mit seinen kräftigen Armen in Triumph nach Hause trug.

Kapitel XI

Ein Junggeselle erwirbt eine Familie

Ordóñez trug am 24. Februar 19 in seinem Tagebuch ein: »Gingen sammeln, Herr Degener, Timothe und ich. Erreichten die Spitze des benachbarten Berges. Timothe begeistert sich für das botanische Fach. Ich vermute, er braucht nicht viel nachdenken, oder ^{sich} Ängstigen. Darum kann er sich in Handarbeit vertiefen. Herr Degener ist wirklich glücklich, zufrieden und gedenkt bei seiner botanischen Arbeit! Liebesideen durchdringen offensichtlich mein Sinn. Späterlich wurde ich auf die Idee gebracht,

heit! Ein grosses Hindernis zum Erfolg!»

An 24. Februar, diesem denkwürdigen Tage, folgten wir unserm treuen Timothe in den Nauwanga Wald und fanden dort einen Baum bedeckt mit ziemlich hässlichen Blüten. Wie gewöhnlich war ich begierig Exemplare zu sammeln, um sie auf die würdigsten Institute nah und fern zu anregendem Studium zu verteilen. Ich sammelte reichliches Material. Es gab viele Blüten, aber trotz eingehendem Suchens konnten wir nur eine einzige Frucht entdecken. Diese Sammlung erhielt die Nummer 14,537. Sie wurde getrocknet und gepresst wie die anderen Kollektionen und durch die Post von Nandarivatu an Dr. Smith gesandt. Später, als ich in mein Heim nach Hawaii Nei zurückkehrte, schrieb mir Dr. Smith erstaunliche Briefe. Ich war verblüfft! Der 24. Februar ist für mich wichtiger als der Jahrestag meiner Geburt, oder das Datum meines Todes. Der 24. Februar ist mein privater, persönlicher »Gedenktag.«

Die Geschichte wurde offiziell durch I. W. Bailey und A. C. Smith im Journal des Arnold Arboretums 33:356-365, Tafel 1 - 5. 1942, berichtet. Ich bringe einen Teil: »1934 sammelte der jüngere Autor [Smith] Exemplare eines fruchttragenden Baumes auf der Fidschi Insel Vanua Levu, aber Anstrengungen, die Pflanze einzugruppieren, schlugen fehl. Weder Frucht noch Blattwerk wiesen auf irgend eine bekannte Pflanze des Pazifik hin. Obwohl Holz von dem Stamm zur Verfügung stand, konnte keine definitive Angabe von denen die dieses Exemplar untersuchten über die Familie gemacht werden. Eine neuerliche Nachuntersuchung des Holzes und Studium der inneren Struktur der Zweige und Blätter erbrachten die Verwandtschaft zu den Magnoliaceen und somit ist ermittelt, dass die Pflanze conspezifisch mit dem Baum ist, der in blühendem Zustande im Inneren von Viti Levu von Herrn Otto Degener 1941 gesammelt wurde. Diese Fidschi Pflanze, nun durch reiches Blattwerk, Blüten, Früchte und Holz vertreten, gehört zu den Ranales. Sie weist starke Ähnlichkeiten zu den Magnoliaceen auf, besonders in der inneren Struktur ihrer vegetativen Organe, in ihren Pollen und in dem Gefäss-System ihrer Staubfäden. Wir können sie jedoch nicht bei den Magnoliaceen unterbringen, aus Gründen, die auf den folgenden Seiten diskutiert werden müssen.... Diese drei Familien, Magnoliaceen, Ranales und Celastraceen sind sehr nahe verwandt und es ist schwierig, sie voneinander zu trennen.«

nolaceen, Himantandraceae, und die vorgeschlagenen Degeneriaceen bilden eine Gruppe mit auffallenden morphologischen Ähnlichkeiten..... Die bemerkenswerten Staubfäden und Fruchtblätter der Degeneria bleiben einer besonderen Betrachtung vorbehalten, da sie einige Bedeutung bei zukünftigen Diskussionen über die Blütenmorphologie der Angiospermen besitzen.“

Seinen Namen mit einer ganz neuen Pflanzenfamilie verbunden zu sehen, ist eine beinahe unerhörte Ehrung. Und dennoch bin ich nicht der ursprüngliche Entdecker der Familie! Zwei andere Bearbeiter fanden ~~zwei~~ Bäume vor mir, die den Degeneriaceen angehören. Dr. Smith, wie in dem Bericht erwähnt, entdeckte einen am 7. Mai 1934 auf Vanua Levu in dem „Unteren Wainunu Flusstal, in 0 - 200 m.“ Da er derjenige war, der mit Dr. Bailey die neue ^{Art,} Gattung und Familie studierte, veröffentlichte und beschrieb, konnte er ihr nicht gut ^{seinen} eigenen Namen geben. Dies würde den guten Geschmack und die Tradition verletzen. Der zweite Entdecker von Degeneria ist mein Freund Herr B.E.V. Parham, Regierungsbotaniker in Suva. Nachdem mein Fund Dr. Smith zur Kenntnis kam, besuchte ich Herrn Parham in seinem Heim in Nanduruloulou, wo er mir sein Herbar zeigte. Vieles war durch die Verwirrung und Bedrückung der Kriegsjahre noch nicht genau durchgearbeitet worden. Ich redete ihm zu, die Sammlung an Dr. Smith zur Bestimmungsarbeit zu senden. Als Smith schliesslich die Sammlung der Parhampflanzen leihweise zum Studium erhielt, fand er eine Degeneria unter der Menge. Diese war auf Nanduna, Viti Levu, gesammelt worden, im Jahre 1939, vier Jahre nach Smiths Fund und zwei Jahre vor dem meinen.

Nach Dr. S.F. Blake trägt noch eine weitere Pflanzenfamilie den Namen eines lebenden Botanikers, die Chingithamnaceae Hand.-Mazz., in Sinensis 2:126.1932. Das typische Exemplar für diese Familie wurde in Kwangsi von R.C. Ching, Botaniker des Metropolitan Museums für Naturgeschichte (Nanking) und untersuchendes Mitglied der China Foundation für Förderung der Erziehung und Kultur. Die Familie wird irrtümlicherweise in dem Index Kewensis übergegangen. Das Werk zeigt aber, dass Han-del-Mazzetti, der ursprünglich die neue Familie vorschlug, bald seine

Handlungsweise bedauerte; er legte seine Familie mit Microtropis zusammen und brachte seine Chingithannaceme als Synonym Celastraceae unter. Die Familie Degeneria besteht immer noch in derselben Verfassung.

Im Juni 1924 sammelte Herbert Mason eine eigentümliche Wasserpflanze im Ozean bei Clarion nahebei bei der westlichsten der Revillagigedo Inseln, süd-westlich vom Lower Kalifornia. Sie wurde nach ihrem Entdecker und wegen ihres aussergewöhnlichen Charakters Masonophycus paradoxa genannt. Sie ist von den anderen Algen so verschieden, dass sie eine eigene Familie bildet, Braun Masonophyceae. So sind die Degeneriaceen und die Masonophyceen, jede auf einer einzigen Pflanzenart beruhend, die einzigen gültigen Pflanzenfamilien, die an heute lebende Botaniker erinnern.

Unsere Sammeltätigkeit im Nandalagegebiet war so erfolgreich, dass ich noch einen anderen Assistenten brauchte. Ich sprach mit Timothe. Ja, er meinte, ein entfernter Verwandter von ihm würde glücklich sein, etwas Geld zu verdienen, besonders, weil sein Vater alt, fast blind und nicht mehr schwer arbeiten konnte, wie früher. Ein paar Tage später sprach ein schüchterner, schwerfälliger, knochiger Bursche mit grossen fleischigen ~~Häckchen~~ Lippen und einem Mund, so gross, dass er beim Lachen fast das ganze Gesicht ausfüllte, bei mir nach Arbeit vor. Er war physisch und geistig Timothe nicht ebenbürtig, doch beide schienen die Tatsache als gegeben hinzunehmen. Danieli war ein Dummkopf, der willig auf die Bäume nach Orchideen und anderen Ephyten kletterte, Timothes leitestem Wink gehorchend. An einem Spätnachmittag, während wir unsere Pflanzen in den Trocknern ordneten, bemerkte ich einen kleinen Krach; der treue aufmerksame Timothe zog plötzlich mit heftigem Arger eine Schere hervor, die der muntere Danieli ^{an} sich verborgen hatte. Dieser schimmernde, seltene, papalangi-Gegenstand bot eine zu grosse Versuchung für den einfachen Bergbewohner, kai-tholo, um widerstehen zu können. Timothe stiess atemlos mit zitternden Nüstern hervor, dass Danieli »Kannibalenfleisch« sei, die unterste Art von Menschenwesen im alten Fidschi. Dieser Ausdruck ist die grösste Beleidigung, die ein Eingeborener dem andern zufügen kann; nicht einmal ein gewaltiger Distrikt Kommissar würde diese Ausserung wagen.

Timothes und kam mit ihm zur Arbeit. Am Wochenende ging er jedoch heim zu seinem Dschungeldorfchen. Als er gelernt hatte, wie man Pflanzen sammelt, liess ich ihn in der Nähe seines Dorfes sammeln. Die Ausbeute brachte er mir dann in der gleichen Nacht oder am nächsten Morgen. Nach meiner Gewohnheit fragte ich ihn nach Palmen, die die Eingeborenen unter dem Namen mbalska und niusawa kannten. Er sagte, er wüsste ein Wäldchen nicht sehr weit von seinem Hause entfernt. Eines Sonnabends liess ich ihn direkt zu diesem Wäldchen gehen, um Material von dort zu holen. Die Art, die er brachte, der ich die Nummer 14,764 gab, erwies sich als Balaka, offenbar neu. Ich war Danieli dankbar für seine erfolgreiche Palmensuche und weil er solch ein primitiver Bursche war, erwähnte ich nichts über den Zwischenfall mit der Schere, der Timothe so erregt hatte. Dieser versuchte Diebstahl war der einzige Fall während meines ganzen Aufenthaltes in Fidschi, wo ein Eingeborener mich übervorteilen wollte. Fast ohne Ausnahme fand ich, dass sie einen saubereren, freundlicheren Ehrenkodex hatten, als der Durchschnittsweise.

Durch Danielis Bericht über meine Vorliebe für fidschianisches Kunsthandwerk, fühlte sich sein Vater veranlasst, meilenweit zu mir zu wandern um mir seine schwarze, glänzende, aus nokonoko-Holz hergestellte mbo-li-mboli zu verkaufen (Seite 42). In die Lendenschurze gesteckt, wurden früher mehrere dieser Wurfkeulen getragen. Gefährliche Waffen, wenn sie von kundiger Hand an den Kopf des unachtsamen Feindes geworfen wurden. G.M. Colvocoresses, der Kapitän Wilkes nach Fidschi begleitete, beschrieb sie: » Ungefähr 18 Zoll lang, geformt wie ein Trommelschlagger... Jeder Mann ist mit zwei Keulen ausgerüstet, wenn er in die Schlacht geht, manche sind wunderbar geschnitzt. » Ich kaufte auch einige lange gewöhnliche Streitkeulen; weil aber die Gegend für einen ertragreichen Pandanuswuchs zu hoch lag, kaufte ich keine Matten. Ein zahnloses Weib, sicher eine Grossmutter oder eine Urgrossmutter, kam gleichfalls. Sie wollte nur ihre Neugierde befriedigen, den papalangi und den merkwürdigen gelben Farbigen sehen. Ich konnte gerade noch die Tättooierungen an ihren runzligen Mundwinkeln erkennen, wie auch durch die Risse in ihrer Bluse auf ihrer knochigen Brust, Xerkennen. Sie war die einzige tättoierte Frau, die ich

in Fidschi sah, obwohl Colvocoresses schreibt: " Nur Frauen sind tätowiert; nur Personen ihres eigenen Geschlechts führen die Operation aus. - Die so geschmückten Körperteile sind die von den Kleidern bedeckten, mitunter allerdings auch Finger und Lippen. Die Frauen behaupten fest, dass die Tätowierung ein Pass für die Welt der Geister ist, so sehr, dass, wenn ein Mädchen stirbt, ehe die Operation ausgeführt ist, sie eine Scheintätowierung aufmalen. Sie erwarten, die Götter damit täuschen zu können." Seeman erzählt uns, dass im Innern von Vanua Levu, Russ, durch Verbrennen des Harzes oder makandre, vom kauri gewonnen, gebraucht wird, um Frauen der niederen Klassen zu tätowieren; während der Saft der lauthi Frucht (Aleurites moluccana) den Damen von Rang vorbehalten ist. Man punktiert die Haut mit Dornen des Pampelmusenbaumes. " W.F.J. Sprey, der sich mit anderen Mitgliedern der "Challenger" Expedition die Insel Kandavu besuchte, stellt fest: " Die strengen Mosogesetze gestatten hier keine Ausnahme. Die Handhabung scheint auf die Frauen beschränkt zu sein, Die Operation wird von Mitgleidern ihres eigenen Geschlechtes durchgeführt, an den Mundwinkeln und an den Teilen des Körpers, die durch die sparsame Kleidung bedeckt ~~sind~~ sind. Der Vorgang ist lästig und schmerhaft. Mit einem aus Knochen hergestellten Instrument wird die Haut punktiert, mitunter nimmt man auch die Dornen des Pampelmusenbaumes; während man die Tinktur, die man in die Stiche einspritzt ~~und damit~~ gewinnt. Für die Annahme dieser Sitte gibt es keinen anderen Grund, als dass er von Gott befahlen sei. Nichtbefolgung dieses göttlichen Befehles, so glaubt man, wird nach dem Tode schwer bestraft." Miss C.F.G. Cumming, die im Jahre 1875 auf Viti Levu lebte, stellt fest: " Später gingen wir zu dem Hause des jungen Häuptlings und freundeten uns mit seiner hübschen Frau, deren strahlendes, intelligentes Lächeln und fast die grässliche Tatsache vergessen liess, dass die dunkelblau-tätowierten Striche und Bogen ihr bestes taten, die Schönheit ihres Mundes zu zerstören. In einigen Distrikten gehört diese entstellende Ehrung zu der Ausstattung jeder verheirateten Frau; in anderen ist sie Müttern vorbehalten. Es gibt ebenso eine Tätowierung des Körpers; aber diese wird sogar bei der heidnischen Armut an Kleidung immer von dem kur-

zen liku bedeckt, der vier Zoll langen Franse und natürlich schreckt der christliche Glaube vor solch schmerzvollen Verzierung zurück, die auf den fidschianischen Inseln immer als ausschliesslich weiblich betrachtet worden ist. In der Tonga Gruppe unterziehen sich im Gegensatz die Männer dieser schmerzhaften Prozedur... In alten heidnischen Tagen war die Tätowierung der Frauen eine wichtige, erzwungene, religiöse Zeremonie, wie die Beschneidung der Jünglinge. Besondere Peinigungen erwarteten die Frauen in der Welt der Geister, wenn sie diesem Ritus entschlüpften. Mit scharfen Muscheln ausgerüstete Vergeltungsfurien würden über sie herfallen und sie für immer und ewig zerfleischen.» Seeman berichtet ungefähr dasselbe: » Nicht tätowierte Frauen werden nach dem Tode von ihren eigenen Geschlechtsgenosinnen gehetzt, dürfen nicht rasten, werden mit Muscheln zerkratzt und zu Brot verarbeitet, das für die Götter bestimmt ist.»

Thomas Williams, der dreizehn Jahre als Wesleyanischer Missionar in Fidschi verbrachte, schrieb 1858 über das Tätowieren. Er erklärte auch, warum die Tonganer die Männer tätowieren, wie Miss Cummings bereits erwähnte, aber nicht die Frauen.» Echte Tätowierungen werden nur bei den Frauen gefunden; aber viel ist nicht zu sehen, da sie durch den liku bedeckt werden. Junge Frauen haben zackige Linien an ihren Händen und Fingern; die im mittleren Alter stehen, blaue Flecken an den Mundwinkeln. Die Sitte des Tätowierens, sagt man, sei übereinstimmend mit der Anordnung von Ndengai und die Nichtbeachtung wird nach dem Tode bestraft. Der eingeborene ist name (nggia) und da es auf die Frauen beschränkt, sind die Operateure immer von demselben Geschlecht. Ein Instrument, »Zahn« genannt, besteht aus vier oder fünf knöchernen Zähnen, die an einem leichten Griff befestigt sind, der sechs Zoll lang ist. Es wird in eine Farbe getaucht, die aus Holzkohle und

Öl bereitet ist. Das Muster wird vorher auf dem Körper vorgezeichnet. Mit dem geschwärzten Kamm, den man durch die Haut zieht wie ein Skalpell, doch mit weniger Gewalt, werden die Linien dauerhaft gemacht. Monate werden oft für diese schmerzhafte Prozedur benötigt, der man sich nur aus dem Motiv des Stoßes und der Furcht unterwirft. In Verbindung damit werden auch Feste gefeiert. Der Befehl Gottes betrifft nur einen Teil des Körpers, die Finger sind unverfärbt, um die Peinigung zu mildern.

sind nur verziert, um die Bewunderung des Häuptlings zu erregen, der sie bei der Darreichung des Essens sieht. Auf einigen Inseln bedeuten die Punkte an den Mundwinkeln, dass die Frauen Kinder geboren haben; des öfteren trägt man sie um die Altersrunzeln zu verbergen. Die Fidschier erklären humorvoll die tonganische Praxis, das Tätowieren auf die Männer, anstatt auf die Frauen zu beschränken. Sie sagen, dass der Tonganer, der die Sitte zuerst seinen Landsleuten berichtete, begierig darauf bedacht war, es ihnen richtig zu erzählen. So ging er seines Wegs, mit dem monotonen Sing-Sang: 'Die Frauen tätowieren aber nicht die Männer; die Frauen tätowieren aber nicht die Männer.' Durch einen unglücklichen Zufall stiess er mit dem Fusse heftig an einen Baumstamm auf dem Pfade. In der nun folgenden Verwirrung verwechselte er die Ordnung seiner Botschaft, so sang er für den Rest seiner Reise: 'Die Männer tätowieren aber nicht die Frauen.' So hörten nun die tonganischen Hauptlinge den Bericht; daher kam es, dass der schmerzhafte mix-Zahn den tonganischen Männern auferlegt wurde, anstatt den Frauen."

Der verschiedene Malamai Navatu, mbuli oder Häuptling von Mboumbuthu, auf Viti Levu, schrieb dass in den vergangenen Generationen: »tätowieren, die hochgeschtete, schöne Aussachmückung der Frauen war, auf die grösstes Gewicht von Männern und Frauen gelegt wurde. Die Ausführung geschah in folgender Weise: »Die zu tätowierende Frau musste frei von der Menstruation sein, volle zwölf Stunden fasten, vom Morgengrauen bis zum Abend. In der vorgangehenden Nacht mussten sie im Süsswasser nach Steingarnelen fischen, von der Dunkelheit bis zur Morgendämmerung, dann drei Citronendornen suchen, die an Stücken von Schilfrohrstämmen, die als Handgriffe dienten, befestigt wurden. Sie musste sich vor der alten Frau, die in einer Kokosnusschale die Flüssigkeit für die Färbung zusammenbraute, auf den Rücken legen. Die bejahrte Dame segnete die Flüssigkeit und bat die Geister der Verstorbenen, die Haut des Mädchens weich zu machen, sodass die Operation nicht so viel Schmerz verursachen möge. Die Tätowierung begann, der heilige Teil [Geschlechts teil] war der Erste, den sie verzerte. Der verursachte Schmerz hieß: »Die Ausziehung des Spiesses.« Nach diesem, es war der Teil, der am meisten schmerzte, besänftigte man das Mädchen durch einen tiefen Schlaf. Dann fuhr die Frau mit ihrer Arbeit fort. Das

gezogene Muster ähnelte den gedruckten Eingeborenenkleidern, sowie den gemalten Kleidern auf Nairukuruku. Es gab verschiedene Tätowiermethoden, gleich verschiedenen Spielarten. Sie hatten zwei Namen, eine, das » Netz », weil es das Aussehen eines Netzes hatte; die andere, das W Thala. Zwei Leute führten die Operation aus: Lewavuku, die weise Frau; Lewandaumbati, die Operateurin.

Unser Aufenthalt in Nandarivatu neigte sich dem Ende zu. Wir hatten die ganze Gegend gut abgekämmt. Obgleich noch reichlich Pflanzen zurückblieben, die dort gesammelt werden konnten, glaubte ich, dass eine ganz andere Gegend bessere Ergebnisse bringen würde. Ordóñez hatte über Reisen und Fidschi genug Erfahrungen gesammelt. Eine weitere Abwesenheit von der Hochschule konnte seine Aussicht auf die Promotion aufs Spiel setzen. Außerdem, so lange er mit mir in Nandala abgeschieden lebte, führte er ein relativ normales, demokratisches Leben. In Fidschi mit ihm von Ort zu Ort ziehen, würde ihn wieder grausamen Zufällen von Rassenhass aussetzen, die seinem Charakter nachteilig wären und mich in Verlegenheit setzen würden. Ich schämte mich, dass dieser Filippino gesehen hatte, wie genein meine Rassegenossen sein konnten. Ich veranlasste daher Mitte März seine Rückreise nach Honolulu. Von dem Lastwagen, der in die Unterlande fuhr, auf einem Stapel Kauristämme sitzend, winkte er mir ein letztes Lebewohl zu. Ein paar Tage später ging Emilio Ordóñez an Bord der S.S. » Mariposa », um wieder ein richtiges menschliches Wesen unter der amerikanischen Flagge zu werden.

Mit Ordóñez Fortgang war ich nun einsam/ in den regnerischen Nächten; nur meine Ameisenlöhweh leisteten mir noch Gesellschaft. Ich hatte jedoch den treuen Timothe, der mit mir den Tag verbrachte und bei meiner Arbeit half. Timothe war ein richtiger » Fund » für mich. Ich beabsichtigte, ihn als meinen Assistenten während meines ganzen Fidschi Aufenthaltes beizubehalten. Er hatte mich gern. Nie war er von seiner Inselprovinz fortgewesen und nun begierig die Insel zu bereisen. Über die Zukunft befand er sich in gehobener Stimmung. Nun unterbreitete er seinem Vater meinen Plan, die Insel im Auto zu umfahren, ab und zu anzuhalten und die Vegetation nach Pflanzenproben abzusuchen. Ketewai, sein Vater, machte meine und seine Hoffnungen

zunichte. Timothe durfte nicht gehen! Mit seinem Sohn als Dolmetscher und Antreiber, verhandelte, schmeichelte und bat ich die Eltern, dass er mich begleiten dürfte. Es war zwecklos. Ich bot an, Timothes Bezahlung zu verdoppeln; zu verdreifachen. Schliesslich liess sich der Vater erweichen - ~~Er~~ Timothe Mbembe konnte mein Assistent bleiben, solange ich in Fidschi weilte. Wir waren überglücklich. An dem vorhergehenden Tage, an dem wir mit dem Taxi abfahren wollten, kam Timothe niedergeschlagen zu mir. Er berichtete, dass seine Mutter ihn doch nicht gehen lassen wollte. Es war nicht die Geldfrage; sie fürchtete, dass anständige Betragen ihres Sohnes würde in den mehr angliierten Unterlanden Schaden nehmen, durch die Eingeborenen, deren Moral durch den Umgang mit den länderlichen Weissen verdorben worden war. ~~Mrs~~ Cumming, die ~~xxxxxx~~ die Insel Koro im Jahre 1876 besuchte, gab dieselbe beschämende Wahrheit in jener Zeit zu. » Ich bin traurig, feststellen zu müssen, dass die Feinheit der Eingeborenen weitgehendst davon anhängt, wieviel Weisse sie zu sehen bekommen. Die Einwohner der Inseln, die von Weissen besucht werden, sind unermesslich niedriger in ihrem Gebaren gegenüber denen in entlegneren Distrikten und weit weniger zuverlässig. » T.P. Lukas sagte einige Jahre später im wesentlichen dasselbe: » Lügen, betrügen und stehlen sind in der weissen Niederlassung vorherrschend. Dies wird sogar von der Polizeibehörde zugegeben. »

Ich schätzte und achtete den rechtschaffnen Standpunkt von Timothes Mutter, doch selbstsüchtigerweise versuchte ich mit einem weiteren Argument sie zu verleiten, ihren Sohn bei mir zu lassen. Ich sagte ihr, sie liesse mich stranden, ohne Beistand in einem fremden Lande. Sie begriff meine unangenehme Lage und wollte mir noch einmal überlegen. Einige Stunden, bevor mein Auto kam, erschien Timothes Schwager, der gigolchafte Benny, von der » grossen Wind » Affaire bekannt, mit einem Handkoffer und einer gefalteten Schlafmatte. Er erklärte, seine Schwiegermutter habe ihn als nächsten Assistent gewählt. Schliesslich, als mein ungelernter Assistent und meine Habseligkeiten in dem wartenden Wagen verstaut waren, verabschiedete sich Timothe, mit Tränen in den Augen, von mir.

Auf meinem Wege bei Nandarivatu hielt ich an dem Hause von Fräulein Reay und ihrer in Spanien geborenen Mutter. Die beiden Damen waren damals so ver-

ständnissvoll und freundlich zu Ordonez gewesen. Wir hatten uns in ihrem Heim oft unterhalten, reichlich bewirtet mit Mais, Erdbeeren und anderen Delikatessen aus ihrem Küchengarten.

In Tavua, einer Ortschaft mit vorwiegend ostindischer Bevölkerung, in der Nähe bedeutender Goldminen gelegen, wntliess ich das Auto und blieb in einem sauberen Hotel. Benny, ein Wandervogel, fand Unterkunft bei einem Eingeborenen oder indischen Freunde. Die trockene Gegend war nur teilweise kultiviert und von Vieh abgeweidet. Es schien kein vielversprechender Jagdgrund zu sein. Weil ich aber auf den Hawaii Inseln sehr gute Arten auf kleinen Flecken übriggebliebenen Waldes gefunden hatte, gerade auf ebensolchem Terrain, wollte ich mein Glück hier versuchen. Östlich vom Hotel konnte ich in einiger Entfernung eine kleine Oase von dunkelgrünen Bäumen erkennen. Nach einem zeitigen Frühstück, am 1. April, packte ich die Pressen zusammen, kaufte etwas für das Mittagessen ein, griff Benny auf der Strasse auf, wo er mit Freunden scherzte, mietete ein Taxi und wies den indischen Fahrer an, so nah wie möglich an unsere ausgewählte »Oasen« zu fahren, nahe bei Korovou. Die Stelle war augenscheinlich ein Wasserreservat für das benachbarte Dörfchen. Hier fanden wir einen dichten Baum, ungefähr 5 m hoch, mit haarigen Zweigen und Blättern, eine der Annonaceae, die Smith später als Desmos insularis beschrieb, eine neue Art. Diese Autorität stellt fest: Zu welcher Gattung diese Pflanze, eine von Herrn Degeners interessantesten Entdeckungen gehört, ist fraglich. Die wesentlichen Merkmale scheinen jedoch auf die Gattung Desmos Lour. hinzuweisen, die vorläufig noch nicht östlich der Philippinen erwähnt worden ist.»

Auf hawaiischen Tarofeldern und Sümpfen machte ich Bekanntschaft mit einer Jussiaea, eine der Nachtkerzengewächse, die ich niemals befriedigend identifizieren konnte. Ich betrachtete sie nahe verwandt zu der Jussiaea erecta, vermutete aber, es könnte eine bestimmte Varietät sein, wahrscheinlich einheimisch oder zumindest naturalisiert auf den hawaiischen Inseln bevor Kapitän Cook kam. Bei Nandala und noch anderswo in Fidschi fand ich eine haarige Sorte, identifiziert von Smith als eine Form der

J.

J. suffruticosa und an einem kleinen sonnigen Flüsschen, nahe bei meinem kleinen Korovouwäldchen, eine dritte, die Benny, der nicht zwischen den Arten unterscheiden konnte, naingisa nannte. Smith nennt diese Pflanze J.e-recta, er glaubt ausserdem noch, meine zwei fidschianischen Arten wären "e eingebürgerte Unkräuter." Ich bin der Meinung, dass diese Pflanzen, die an sumpfigen Stellen wachsen, einheimisch oder von den Urbewohnern bei ihrer Wanderung durch den Pazifik von Insel zu Insel dort hingekommen sind. Die Samen dieser Kräuter könnten an ihrem Vorräten an Dalo oder anderen Pflanzen ~~zggzzzzzzzzzzzzzz~~ auf den Böden ihrer riesigen Doppelkanus gehaftet haben oder an dem erdigen Plattformen ihrer Feuerstellen an Bord

In dem kleinen Wäldchen sammelten wir an diesem Tage ausser der Desmos noch eine neue Cleidion, aus der Familie der Euphorbiaceen und eine neue Flacourtie.

Am Abend presste ich meine Pflanzen im Hotelzimmer, während meine Ameisenlöwen auf dem Arbeitstisch in ihren staubgefüllten Einmachgläsern Löcher in dem Staub im Staub ausschachteten. Den Pflanzentrockner, der immer die Gefahr eines Brandes heraufbeschwören konnte, hielt ich draussen auf freiem Felde. Bei meiner botanischen Arbeit wurde ich gelegentlich durch Bachmücken und Schnaken unterbrochen, die durch das Licht angezogen wurden. Ich steckte sie in meine Cyanidflasche bis sie tot waren und verpackte sie dann zur Verschiffung an Herrn Dr. Alexander. Am folgenden Tage griff ich Benny per Taxi wieder im Dörfchen auf. Wir fuhren, anstatt in östlicher Richtung, dieses Mal zu einer trockenen, bewaldeten Schlucht westlich von Tavua. Unter den vielen Pflanzen, die wir dort sammelten, befand sich eine neue Art Jasmin, die später freundlicherweise von Herrn Dr. C.E.Kobuski, den Namen Jasminum Degeneri erhielt. Das Auffinden dreier Neuheiten an einem Tage und einer vierten am folgenden, alle in einer Gegend, wo kultivierte oder eingeführte Pflanzen vorherrschen, lässt auf den Reichtum an Neuigkeiten schliessen, der spätere Sammler dort erwartet. Es wäre für mich keine Überraschung, dass, wenn man das ganze fidschianische Inselarchipel in allen Winkeln, vom Meeresspiegel bis zu den höchsten Bergspitzen sorgfältig durchkämmt könnte, eine Flora mit

über 40,000 Arten, Varietäten und Formen erschliessen könnte.

Benny und ich arbeiteten uns durch kostspielige Benutzung von Autobus und Taxis bis an die Stadt Singateke heran. Dort fand ich ein altmodisches Hotel mit Bar an einem Ende, wo der Eigentümer Schnaps an die Eingeborenen verkaufte, hatte er seine Lizenz verloren. Um das Beste aus ~~aus~~ dieser misslichen Lage herauszuholen, verpachtete er seine Bar an einen Weissen, der das Geschäft anscheinend innerhalb der gesetzlich vorgeschriebenen Grenzen führte. Moskitos und Stechmücken, vom nahe gelegenen Flussdelta, waren lästig und wir ~~wir~~ ich fürchtete auch gefährlich. Das Hotel sah nicht anziehend aus und die Gegend schien botanisch wertlos. Dem Wirt, einem kleinen, dicken, rotgesichtigen Engländer in mittleren Jahren, erzählte ich, dass ich ein Häuschen in einer guten Sammelgegend suche und sobald ich eins finde, sein Hotel verlassen würde. Er erwiderte, er habe gerade den Platz, nach dem ich Ausschau hielte. Es befand sich am Strand von Natumbakula, nicht weit von der Sovi Bucht. Als ich das hörte, unterbrach ich sofort Benny und den Fahrer ~~Welt~~ am Ausladen meiner Sachen und half beim Einladen. Im Wagen des Wirtes, gefolgt vom Lastauto, fuhren wir die wenigen Meilen zu meinem neuen Heim.

Mein Natumbakula Hauptquartier war ein Einzimmerhaus; Dach und Seitenwände bestanden aus Wellblech, der Flur aus Zement. Es lag wunderschön in einem alten Kokosnusshain. Ähnliche Hütten, im Stil der amerikanischen Autocamps lagen im Hain verstraut. Das grosse, gut-gebaute Haus meines Wirtes stand auf einer Lichtung am Ende der Besitzung. Eine Zimmernische enthielt eine einfache Brausegelegenheit und im Hofe begab sich die altgewohnte, unmoderne, ewig riechende Toilette, auf deren Tur mit grossen Buchstaben stand: » Nur für Europäer. » Ich sah keine anderen Toilettemöglichkeiten. Ein Eingeborenen-Grashaus, schwer beschädigt von dem letzten Hurrikan, stand ein klein wenig weiter ab. Benny, ein verachteter Eingeborener, musste dort wohnen; zu gleicher Zeit beobachtete er dort die in Betrieb genommenen Brenner des Trockenapparates. Da mein Wirt keine Toilettenmöglichkeiten für Benny oder andere Eingeborene angelegt hatte, konnte ich mir gut ausmalen, wie leicht diese Pfennig-klug und Pfund-törichte Haltung den Ausruh ansteckenden Kr.

Haltung den Ausbruch ansteckender Krankheiten in der Nachbarschaft förderte.

Am anderen Morgen, während Benny mir bei der Bereitung des Frühstückes half, bemerkte ich ein Dutzend Eingeborener beiderlei Geschlechtes, die das Gras schnitten, Feuerholz hackten, oder sonst auf dem Platz arbeiteten. Mein Hauswirt stelzte herum, und richtete hier und dort heftige Reden und hässliche Beleidigungen an die Arbeiter, um sie zu erneuten Anstrengungen anzustacheln. Er, die Moskitos, die verschiedenen glänzenden Reklameschilder an den Palmenstämmen, die den Verkauf von Milch, Huhnern, Eiern und Früchten ankündigten, waren die einzigen unharmonischen Dinge in einer sénst wunderschönen Natur. Der Mann began mir unsympathisch zu werden.

Durch den Kauf von Lebensmitteln kam ich in sein schöneingerichtetes Haus. Ich sah seinen Porzellanschrank, der eine wunderbare Sammlung orangefarbener Kaurimuscheln, oder mbulikula, enthielt. Diese grosse, äusserst seltene Muschel ist auffallend, für mich jedoch nicht so hübsch wie duzende der gesprengelten, häufigen Arten. Mein misantropischer Wirt erhielt sie von Eingeborenen, die sie auf der Seeseite des Korallenriffes, das zu seinem Besitztum gehört, gefunden hatten. Zur der Zeit als ich in Fidschi weilte, kannte man die Weichtiere dieser Muschel noch nicht. Wahrscheinlich lebt die Kauri in grösseren Tiefen und nur ihre leeren, toxten Muscheln wenen von Sturmwellen aufs Riff geworfen.

Frau Smythe, Ehefrau eines Mitgliedes von Berthold Seemanns Expedition, besuchte Viti Levu im Jahre 1860. Sie schreibt: "In der Nähe von Nandonga wird die wunderschöne seltene Muschel; die Orange Kauri, nur nach besonders stürmischen Wetter gefunden, wenn sie zufällig von der See auf das Riff geworfen wird. Die Eingeborenen pflegten diese Muschel als Verzierung zu tragen; sie bohrten ein Loch durch die Muschel, damit sie um den Hals gebunden werden konnte; aber jetzt kennen sie ihren Wert besser und verletzen sie nicht mehr auf diese Weise."

Nach Seemann: "Die berühmteste fidschianische Muschel ist die Orange Kauri (Cypraea aurantium Martyn), in keinem anderen Teil der Welt gefunden, obwohl in einigen Werken steht, sie sei auf Tahiti gefunden worden - ein

Irrtum, der dadurch entstand, dass Herr Cuming ein/ einziges Exemplar auf dieser Insel gekauft hatte. Es gibt verschiedene andere Kauris, die die Ein geborenen ~~xxx~~ für Halsketten und Schmucksachen verwenden. - Vor wenigen Jahren brachten ein Paar Kauris soviel wie 50 Pfund Sterling in Europa, aber gegenwärtig sind Muscheln, ohne den geringsten Fehler und in der tiefsten Färbung, die die Muschel annehmen kann, für 6 Pfund Sterling zu kaufen. - Diese Feststellung wird wahrscheinlich von fidschianischen Händlern mit Überraschung aufgenommen werden. Sie fordern viel höhere Preise am Platze und wähnen, auf den europäischen Märkten könnten noch grosse Profite zu verwirklichen sein. Es sollte jedoch gesagt werden, dass, obwohl die orangefarbene Kauri ausserordentlich lokal in ihrem geographischen Vorkommen und eine äusserst seltene Muschel ist, sich schon Exemplare längst in jedem öffentlichen Museum und in jeder Privatsammlung von Bedeutung befinden. Da die Hauptnachfrage nachgelassen hat, muss der Preis notwendigerweise gesenkt werden."

Tucker Abbott, der Muschelforscher von der Cheng Ho, bot nicht mehr als 5 Dollar für vollkommene orangefarbene Kauris.

Als wir von Botanisieren zurückkehrten, fiel mir ein junger Arbeiter auf, der einen Rasenmäher mit ernsthafter Aufmerksamkeit und Eile schob. Tropfend vor Schweiss körbte sein Haar, anstatt gekräuselt zu sein, in einzelnen kleinen Ringeln fest an seinem Kopf. Er hatte ein klassisches Profil, das ihm durch seine ungewöhnliche Haartracht, das Aussehen einer lebendig gewordenen griechischen Statue gab. Dieser Jüngling zeigte solche ungewöhnliche Bettiebsamkeit, dass ich fast bedauerte, nicht ihn, anstelle des schwerfälligen, gezierten Benny als Assistent zu haben.

Wir botanisierten in den nächsten Tagen in der Nachbarschaft. Den Trockner mit unseren Pflanzenfunden setzten wir in Freien bei unserm Hause ab. Benny fühlte sich in dem alten zerstörten Hause zu einsam; obwohl ich fürchtete die brennenden Lampen unbeaufsichtigt zu lassen, konnte ich die Sache nicht ändern. Benny hatte sich in dem benachbarten Dörfchen angefreundet, schlief und aß sein Frühstück sowie sein Abendbrot dort. Aus heiterem Himmel erklärte er mir plötzlich, er wolle mich verlassen, um nach Hause zu gehen. Ich erinnerte ihn an seinen Plan, mit mir Viti Levu zu umreisen. Er

wollte es schon, aber das Heimweh sei zu gross für ihn, er könne nicht darüber hinwegkommen. Am nächsten Morgen werde er mich verlassen, aber ich sollte nicht besorgt sein, denn er hätte einen fidschianischen Freund gefunden, der seinen Platz einnehmen solle. Ich konnte Benny nicht verständlich machen, dass nicht jeder für meinen Zweck passe und ich gewohnt sei, mir meine Bewerber gut anzusehen, bevor ich sie anstellte. Er versuchte meine Besorgnisse zu berstreuen, indem er erklärte, er hätte seinem Freund alle über mich erzählt: "Wie ich von Hawaii und Amerika gekommen; Ordonez, einen Farbigen, ~~dmxxixkx~~ wie meinen eigenen Sohn behandelt hätte; wie nett ich zu seinem Verwandten Timothe während meines zweimonatigen Aufenthaltes bei Nandala gewesen sei; und wie ich ihn für seine »Grosse Wind Warnung« mit allen Arten von guten Dingen freigiebig belohnt hätte. Ich sei wirklich sehr verschieden von den anderen papalangi, die er je zuvor gesehen. Offensichtlich hatte Benny eine gute Referenz über mich gegeben und bemerkte stolz, sein Freund hätte beschlossen, für mich zu arbeiten. Er käme an diesem Abend, um sich bei mir vorzustellen. Ich hatte also sehr wenig dabei zu sagen!

Zur festgesetzten Zeit, siehe da, schau, brachte Benny zu meiner verhahnen Gegenwart ^m meine zu Leben erweckte, dunkle, griechische Statue. Er hockte vor mir nieder, in seinem Pullover und Shorts, so wie er es vor einem seiner Häuptlinge getan haben würde und sagte ~~mir~~ tiefem, langsamem Ton: "Ich will für Dich arbeiten." Ich erwiderete, ich sähe es gern, wenn er für mich arbeite, aber es wäre nicht fair von mir, ihn aus den Diensten seines Hauswirtes fortzunehmen. Er antwortete in demselben ernsthaften Ton: "Ich will für Dich arbeiten." Nun erklärte ich abermals, es sei unfair auf dem Besitztum eines Menschen zu leben, dem ich einen Arbeiter entziehen wollte, so sehr ich es auch wünschte. Der Fidschier hockte mit niedergeschlagenen Augen weiterhin auf der Erde und entgegnete nur: "Aber ich will für Dich arbeiten!" Schliesslich sagte ich ihm, dass ich ihn anstellen würde, wenn Herr Orkney - so will ich ihn nennen - ihn aus seinen Diensten entlasse. Ich glaubte, es sei richtig, dass sein Arbeitgeber wenigstens die Frist von einer Woche habe, um von seinem Einspruchsrecht Gebrauch machen zu können. Der Jüngling, Aloisio Tambu-alewa, schien sehr erleichtert und glücklich zu sein. Ich zeigte ihm die Ame-

senlöwen, und die Pflanzen, die wir gesammelt hatten. Wie ich ihn durch meine Handluge blicken liess, zeigte er sein Erstaunen mit dem typischen fidschianischen :» Klick, klick, klick », ein ähnlicher Laut, den Kutscher benutzen, wenn sie ihre Pferde antreiben wollen. Nachdem ich sie mit dem Mysterium der könservierten Pfirsiche und einigen Zwiebäcken bewirtet hatte, kehrten die beiden Fidschier zu ihrem Dörf zurück.

Am nächsten Morgen, als Herr Orkney seinen Arbeitern Anweisungen gab, erzählte ihm mein fidschianischer Assistent liesse mich in Stich, weil er heimwehkrank wäre. Er antwortete mir, alle verdammt kai Viti oder Eingeborenen wären unzuverlässig und taugten nichts. Sich selbst als wohlerfahren in der Behandlung der »Arbeiter« betrachtend, riet er mir, falls ich irgend jemand anstellen wollte, ihn vor dem Distrikt Kommissar einen »Herrn-Diener Vertrag « unterzeichnen zu lassen. Wollte dann der Fidschier von mir weggehen, könnte ich ihn wegen Kontaktbruches festnehmen lassen und in das Gefängnis bringen. Ich entgegnete, ich möchte niemand gegen seinen Willen bei mir beschäftigen. Sollten ihm die Bedingungen nicht zusagen, die ich ihm zu bieten hätte, möge er mich, je eher je besser, verlassen, damit ich jemand anderen nehmen könnte, der zufriedener sein würde. Über/dies, vom hartgesottenen Arbeitgeberstandpunkt aus gesehen, einen unzufriedenen Arbeiter zu beschäftigen, bedeutet, dass die Arbeit schlecht ausgeführt wird.

Als Orkney feststellte: » Alle Nigger sind sich gleich », erwähnte ich, dass einer seiner Arbeiter für mich zu arbeiten wünsche und ich hoffe, er könne ihn entbehren. Orkney sagte zornig und bösartig, er wolle ihn nicht gehen lassen, er brauche den Burschen und er habe für ihn weiter zu arbeiten. Ich sagte ihm, soweit ich den Mann ~~Boy~~ verstanden hätte, war er nur von Tag zu Tag angestellt. Orkney bestätigte mir dies. Sollte ihn der » Boy « trotzdem verlassen, würde er den bereits verdienten Lohn einbehalten. Plötzlich schien er seine Offenheit zu bedauern und erklärte, Aloisio müsste erst noch die Anlagen für die Österferien, wo viele Gäste erwartet werden, reinigen. Um Aloisios Willen, wollte ich diesen unbedeutenden Tyrannen bei guter Laune halten, so bot ich ihm an, die Miete für sein Häuschen bis

Ostern zu bezahlen, ob ich es brauchte oder nicht. Außerdem nur unter der Bedingung, täglich einige Arbeitsstunden von Aloisio kaufen zu können, damit er meine Laternen warte. Alles war nun gut beigelegt: Benny verliess mich, Aloisio half mir bei der Pfianzenarbeit und passte, während der von Orkney gekauften Stunden, auf die Laternen auf. Nach der Arbeit kochte er mein Essen und ass selber Gerichte, die für ihn eine neuartige, seltsame Angelegenheit waren.

Ich ~~h~~atte eine Einladung nach Suva erhalten und wollte dort auch den Kgl. Drucker aufsuchen, um von ihm einen Vorschlag über Druckkosten zu erhalten. Durch das Barfusslaufen am Strand hatte ich mir eine Pilzentzündung an beiden Füsse zugezogen, die ich ebenfalls in Suva ausheilen wollte. Aloisio konnte die Laternen in meiner Abwesenheit bedienen; auch wären dann die übertriebenen Verpflichtungen gegen Orkney beendet. Weil ich Aloisio während meiner Abwesenheit mit Lebensmitteln versorgen wollte, sagte ich Orkney, ich wolle für den Fidschier während meiner Abwesenheit seinen täglichen Verbrauch an Milch, Eiern und Papaya im Voraus zu bezahlen. Es waren einige der Waren, die die Pkakate an den benachbarten Bäumen anpriesen. Sowie der fette, stiernackige Orkney hörte, die Lebensmittel wären nicht für mich, sondern für einen Fidschier, rief er wütend aus: » Fidschier trinken keine Milch; Fidschier essen keine Eier; Fidschier essen keine Papaya. Sie verderben mir den verdammten Burschen. Ich verkaufe Ihnen nichts für ihn! » Da ich dasselbe Wesen dieses Hundes an der Futterkrippe nicht ändern konnte, musste ich Aloisio sagen, er solle sich in Erwartung an frischen Lebensmitteln mit den relativ teuren Konserven und Kolonialwaren ~~zumaximieren~~ behelfen. Bei meiner Rückkehr von Suva stellte ich fest, wie bescheiden der junge Mann in seinen Ansprüchen war.

In Suva besorgte ich mir sofort eine Salicyksalbe von dem Chemiker Swany, die meine Füsse zusheilen sollte. In jeder freien Minute, die ich erübrigten konnte, sass ich auf dem Balkon meines Zimmers in der zweiten Etage des "Melbourne Hotels". Durch ~~die~~ heilende Sonnenstrahlen und frische Luft auf meinen Füßen wollte ich die Heilung beschleunigen. Entzückt genoss ich den ununterbrochenen Strom der vorübergehenden fidschianischen barfüssi-

Fidschier, Europäer und Inder gingen entweder allein oder nur mit ihresgleichen. Gelegentlich sah man freundliche Neu-Seeländische Soldaten mit eingeborenen Männern und Frauen ihres Alters die Strasse entlangbummeln oder moderne , auf Fidschi geborene Inder, die mit eingeborenen Freunden spazieren gingen. Es wäre für einen weissen Kolonisten unmöglich mit einem Eingeborenen, einem Halb-Fidschier oder einem Inder in der Hauptstadt gesehen zu werden. Allerdings eine Ausnahme gab es: einen weisshaarigen Prospektor, ein Bekannter von mir, der einst wegen seiner gesunden demokratischen Haltung bedroht war, ausgewiesen zu werden. Nach Entdeckung eines der reichsten Goldlager von Fidschi kann er seine Reden gegen diesen Snobismus ^{jetzt} fortsetzen, in Wort und Tat, mit wenig Widerspruch.

Kapitel XII

Manche Fidschi - Männer lassen ihre Haare nach europäischer Art schneiden; sie äffen dem weissen Mann nach. Die Missionare führten diese Sitte ein. Die europäische Haartracht unterschied früher die zum Christentum bekehrten oder lotu von den tevora oder Teufeln, wie man die Heiden nannte. Ausserdem machte die kurze, ~~mikimikirgengnake~~ Haartracht die verzierten, langgestielten, scharfen Kopfkratzen.

verzierten, langgestielten, scharfen Kopfkratzer, Milamila genannte, un-
nötig. Früher war er eine erforderliche Notwendigkeit, und steckte
häufig oder immer wie ein Kamm in den sorgfältig frisierten Haaren der
alten Fidschier. Gleichfalls verschwand dadurch eine widerwärtige, af-
fenähnliche Sitte, die auch in Hawaii herrschte, sich gegenseitig die
Köpfe zu entlausen. In beiden Archipels zerknackten die glücklichen
Jäger die erhaschte Beute zwischen ihren Zähnen und assen sie, viel-
leicht in dem Gefühl der Rache. Dies steht im Gegensatz zu der peinlich-
en Sauberkeit, die sie veranlasste, sich mit Ekel von einer Speise ab-
zuwenden, auf der sich eine Fliege niedergelassen hatte.

Soweit ich mich erinnere sah ich nie einen weisshaarigen unter den
Eingeborenen. Bei den Frauen bemerkte ich gelegentlich hässlich aus-
sehendes, strähniges Haar, entkräuselt, orangefarbt oder sogar purpur-
gefärbt. Diese Purpur war nicht die schwach getönte Färbung, die die
weisshaarigen europäischen Frauen heutzutage lieben. Meistenteils war
das Haar der Männer und Frauen ein gut aussehender, rundlicher, natür-
lich gekräuselter Schopf, der keinen Kamm brauchte, um an seinem Platze
gehalten zu werden. Einen Hut bei dieser Haarmenge zu tragen, ist un-
möglich. In alten Zeiten sengte man die hervorspringenden Haare ab;
Heute dagegen verwendet man dazu eine Schere. Früher trugen die Frauen
ihre Haare kürzer als die Männer; heutigentags, wo sie die europäische
Modenachahmen tragen die Männer sie oft kürzer. Haar, im echten Einge-
borenenstil frisiert ist eine wundervolle Verschönerung; ein Jammer,
dass nicht alle Fidschier es so als ein stolzes Abzeichen ihrer Rasse
tragen. Gelbliches, spinnwebfeines Haar bedeckt häufig die Sirenen, da-
gegen weniger die Wangen, der Fidschi-Kinder bis sie ungefähr sechs bis
acht Jahre alt sind. Man kann daraus schliessen, dass die gekräuselten
Haare eine spätere Anpassungsform sind. Sie stehen locker über die Kopf-
haut hoch und bilden auf diese Art eine bessere Isolation gegen die
Sonnenstrahlen.

Das Haar der fast nackten Fidschier bot solch einen auffallenden
Anblick, dass fast alle früheren Reisenden davon berichten. William
Lockyer, der sich auf den Inseln von 1808 bis 1809 aufhielt, schreibt in

seinem Tagebuch, dass sich die Fidschier »von den Indianern durch den Wunsch unterscheiden ihre Haut sauber zu halten. Das Haar ist verschieden farbig; so erscheint die eine Hälfte des Kopfes weiss, die andere zur selben Zeit schwarz.« Er beschreibt die Haartracht als hochgekränzelt, im oberen Teil der Perücke eines Richters oder Stadtamtmannes und „ähnlich“ um zu verhüten, dass sie zerstört wird, schlafen sie auf einem hölzernen Kissen, auf das sie ihre Nacken legen: um das unangenehme Jucken zu beseitigen, gebrauchen sie einen angespitzten Holzkeil, den sie in das Haar stecken, wenn sie ihn nicht brauchen.« Wird der Juckreiz unerträglich, erzählt Fräulein Cumming, facht der überreizte Fidschier ein Feuer aus Bananenblättern an, legt das hölzerne Kissen ganz nahe, damit der Kopf durchräuchert werden kann. Diese Nackenkissen, oder kali, bestehen gewöhnlich aus einem Stück sehr harten somisomi Holzes (Ximenia americana, Olacaceae), ungefähr 8,5 cm im Durchmesser, auf zwei Füssen aufgearbeitet. Erskine beschreibt eines davon als ein zylindrisches hartes Holzstück, zweidrittel meter lang, wie ein Holzlineal, das an jedem Ende von einem doppelten, fünfzehn cm hohen Fuss, getragen wurde. Ich sah eines in Benutzung bei Alciscio Vater; ein einfaches Aststück, vielleicht dreizehn cm dick und vierzig cm lang, von der Rinde befreit und an den Enden geglättet. Nach Patterson, der 1808 die Inseln besuchte, »legen sie ihre Köpfe quer herüber, nicht weit von der Rückseite eines ihrer Ohren.«

Oft habe ich den Eingeborenen zugesehen, wie sie ihre Haare reinigten und färbten; auch habe ich eine ganze Anzahl ihrer Färbepläne gesammelt. Um die Behandlung und Haarmoden zu erfahren, bevor die europäischen Sitten beliebt wurden, müssen wir wieder bis in die uralten Zeiten der frühesten Berichte ausholen. Colvocoresses, einer der Geführten Kapitän Wilkes, erzählt: »Es ist Sitte von Personen beiderlei Geschlechtes sich ihre Haare mit Russ, den sie von dem Rauch des Holzes 'kool-tooi' [Aleurites moluccana] gewonnen haben, oder auch mit Kalk, zu pudern. Gebrauchen sie irgend eine dieser Substanzen, vermischen sie sie reichlich in einer grossen hölzernen Schale mit Wasser, in das sie oft ihren Kopf eintauchen. Hat das Haar die gewünschte Färbung erhalten, setzen sie

halten, setzen sie sich vor den Spiegel. Mit einer Art Kamm und einem Stöckchen, das ungefähr zwölf Zoll lang und an beiden Enden zugespitzt ist, frisieren sie ihr Haar hoch, bis es die Form und das Aussehen einer riesigen Perücke angenommen hat. Die natürliche Farbe ihrer Haare ist schwarz, doch durch den Gebrauch von Kalk, Kohlenstoff und anderen Farbmitteln, erhalten sie die verschiedensten Tönungen zwischen schwarz und rot; in vielen Fällen schmücken viele Farben denselben Kopf. Manche sind vorn weiss, ~~hunten~~ schwarz, und rot an den Seiten. Die, die durch Natur, oder sonst einen unglücklichen Zufall ihr Haar verloren haben, ersetzen diesen Mangel durch Perücken, die so geschickt angefertigt sind, dass sie kaum von dem natürlichen Haarwuchs zu unterscheiden sind.

Hinsichtlich der Perücken berichtet Brskine: »So nötig wird ein gut-geboppter Kopf für das Aussehen erachtet, dass Perücken, die aus menschlichen Haar hergestellt und kaum vom natürlichen Haarwuchs zu unterscheiden, häufig bei ihnen zu sehen sind. Navindi sandte mir zwei nach Ovolau; die Hinterseite war hellbraun gefärbt, die Vorderseiten in einer besonderen gefurchten Form geschnitten. Es schien die Mode dieser Zeit zu sein. Ausserdem erhielt ich einen Kopfschmuck aus Hahnenfedern, die in lange Stecknadeln ausliefen, um in das Haar gesteckt zu werden. Ein langer Bart, der sehr sorgfältig gepflegt wird, ist gleichfalls begehrte Zugabe zur männlichen Schönheit.«

William Mariner, der 1806 auf Tonga strandete, berichtet von den Fidschiern: » Männer und Frauen pudern ihre Haare mit der Asche des Brotr
fruchtbaumblattes, mit aus Korallen bereiteten Kalk oder mit Russ von dem Rauch des tooci-tooci. Der nur ab und zu gebrauchte pulverisierte Kalk soll die Haare steif machen, was damit ausnehmend gut gelingt. Sie vermischen beide Substanzen mit Wasser und tauchen ihre Köpfe ~~hinein~~ in ist das Haar trocken, wiederholen sie diese Prozedur . Das geschieht drei bis vier mal; dann wird das Haar dick mit Puder bestreut und wenn es vollständig trocken ist, mit grosser Sorgfalt und Aufmerksamkeit hochfrisiert. Sie verwenden drei ~~bis~~ bis vier Stunden dazu, das Haar mit einer Art Kamm hochzukämmen, bis es einen beträchtlichen Abstand vom Kopfe erhalten hat; gleich einer riesigen Perücke, vier bis neun Zoll

dick, die gleichmässig von dem Scheitel, dem Hinterkopf und den Seiten absteht." Zuweilen ist das Haar nur teilweise gefärbt. Der Ältere Häuptling oder ~~Mbuli~~ von Rewasa und den benachbarten Dörfern war ein Führer und ~~Krieger~~ Freund von mir. Normalerweise besass er weisses Haar. Einige Monate, bevor ich ihn kennenlernte, hatte er seine Haare mit festhaftender Farbe schwarz gefärbt. Allerdings nur ein einziges Mal, denn der weisse Nachwuchs brachte den gewünschten Effekt hervor, fünf cm schneeweisse Unterlage mit fünf cm langen tiefschwarzen Spitzen. Pritchard erklärte 1866, heute kann ein Mann noch schwarzes Haar besitzen, morgen dagegen: "kann er über und über mit Kalk und Farbe bedeckt sein, fünf oder sechs Tage hintereinander wird an jedem Morgen frischer Kalk auf den Kopf getan. Am Ende der Woche sieht dann das Haar nussbraun oder braun aus. Fällt das Färben fort, ist das nachwachsende Haar wieder schwarz; so kann man Leute sehen, deren Haarspitzen nussbraun sind, während der Nachwuchs schwarz ist."

Lawry beobachtete: "Besonders Häuptlinge legen viel Wert auf das Frisieren ihrer Haare; zu diesem Zweck beschäftigen sie Barbiere, die nur den Kopf ihres Herrn zu pflegen haben. Die Pflicht wird für so heilig erachtet, dass die Hände des Barbiers tabu sind; er darf keinerlei andere Arbeit damit ausführen. Es nimmt viel Stunden un Abspruch, bis die Frisur eines Häuptlings vollendet ist. Von allen Seiten steht das Haar oft bis zu acht Zoll weit ab." Ihre Bärte werden gleichfalls sorgfältig gepflegt; sie reichen oft bis zur Brust. Nach Fräulein Cummings Feststellungen: "Bestand die Absicht hauptsächlich darin, eine Haarmasse aufzutürmen, die drei Fuss im Umkreis besass. Der erfolgreichste Friseur, der bekannt ist, bringt es sogar auf fünf Fuss! Diese Masse war aus Zusammendrehungen und Tuffs zusammengesetzt - ~~xxxxxx~~ aus tausenden von schneckenförmigen Locken, sieben bis acht Zoll lang, kegelförmig geformt, die Haarspitzen zu den Wurzeln heruntergebogen." Sie beschreibt die kai tholo oder Bergbewohner von Viti Levu, 1876 noch weitgehendst Heiden, an ihren alten Bräuchen festhaltend. Sie besasssen "gigantische Köpfe, bisweilen achzehn Zoll im Durchmesser, manche sogar noch grösser; das sehr lange steife Haar in Büscheln zurückgebogen, sodass es zwischen den Wurzeln weiterwachsen

kann.“

Der Barbierberuf war in Fidschi sehr gefährlich, wegen des m a n a, - das Wort ist schwierig zu übersetzen, es umfasst die Megriffe der Heiligkeit, Glück, gesellschaftliches Ansehen und Macht-, die nach Ansicht des Volkes in dem Haupte des Häuptlings vereint sind. Sollte der Barbier durch irgendeinen unglücklichen Zufall ein Tröpfchen Blut seinem Häuptling entziehen, würde er wahrscheinlich sein Leben verwirkt haben. Die unmittelbare Todesursache des Rev. Thomas Baker, wie ich weiterhin berichten werde, war reine Nichtbeachtung der Heiligkeit eines Häuptlings. Ich selbst wurde von einem weissen Freund gewarnt, weder einen Eingeborenen »Kannibalenskleisch« zu nennen, noch ~~xx~~ sein sorgfältig frisiertes Haupt zu berühren. Er könnte dieses als grosse Beleidigung auffassen, auch wenn ich dabei die kunstvolle Frisur nicht zerstören würde.

Fräulein Thompson fand 1934 eine, auf den Lau Inseln vorherrschende hübsche Sitte. Um das zehnte Lebensjahr drehen die Mädchen eine Haarlocke in zwanzig oder mehrere kleine Zöpfe, die über ein Ohr herunterhängen. Diese »Jungfrauenlocken« dürfen lang auswachsen und erreichen häufig ihre Schultern. Der Rest des Haares ist in der gebräuchlichen Art abgesengt. Werden die Mädchen schwanger, werden die Haare nicht eher abgeschnitten, bis die Hochzeitsnacht vorbei ist,...» Die Schwiegermutter schnitt die Jungfrauenlocken ab. Colvocoresses beobachtete ungefähr neunzig Jahre früher: »Junge Mädchen lassen ihre Haare in langen Locken wachsen und gewöhnlich verzieren sie sie mit Blumen in den verschiedensten Farben. Das Bemalen ihrer Nasen und Wangen mit hochroter Farbe ist bei ihnen sehr beliebt. Nach der Hochzeit werden die Locken abgeschnitten. Das Haar wird kurz und gekräuselt gehalten.» Esksine, der ungefähr zu der gleichen Zeit dort weilte, schrieb: »Viele Jungfrauen sind wohlgestaltet und von bescheidenem Aussehen; sie können an ihrer Haarkrone, die aus gedrehten Ringeln besteht, leicht erkannt werden. Meistenteils waren sie mit einem Rock aus Hibiskusfasern bekleidet, der bis zu den Knien reichte. Der Gebrauch von Kleidern ist den Frauen verboten; nur verschiebliche jüngere trugen eine knappe Franse.»

Aloisios morgendliches Haarkämmen war ein schmerzhafter Vorgang. Zu-erst zerrieb er etwas wohlriechendes Kokosnussöl zwischen den Händen und strich damit über seine Haare. Erst danach benutzte er den billigen, gekauften Kamm. Dieser ähnelte einem hölzernen Dachziegel mit fünfzehn unglaublich langen Zähnen. (Sieh Seite..) Er schob ihn nahe der Kopfhaut ins Haar und zog ihn senkrecht nach oben wieder heraus. Zuweilen schloss er seine Augen und knirschte bei der Anstrengung mit den Zähnen, die verfilzten Strähnen heraus zu reissen und locker und gerade zu bekommen. Nach europäischer Art gebrauchte er den Kamm niemals.

Das Haar der eingeborenen Frauen und Männer ist ein wichtiger Teil ihrer Toilette. Sie beachten es nicht, wenn der Regen an ihren geönten Körpern herniederrieselt; doch nur sehr wirstestrebend ertragen sie es, ihre Haare nass werden zu lassen. Um diesem Missgeschick vorzubeugen, erzählt Frau Smythe, bedecken sie ihre Köpfe oftmals mit einem jungen, über Feuer erhitzten Bananenblatt, das dadurch geschmeidig und wasserdicht wird.

Innerhalb des Dorfes dürften die einfachen Leute nicht ihr Haupt bedecken. Daher trugen sie oft wohlriechende oder farbenfreudige Blumen und Blätter im Haar. Ausserhalb der Dorfgrenzen winden sie oft ein Stück Tuch als Sonnenschutz um den Kopf. Häuptlinge, als Zeichen des Ringes, tragen häufig eine weiche Turban-artige Kopfbedeckung aus weissem oder angeräucherter Rindenstoff, masi genannt, von gazeartiger Feinheit. (Seite..) Eine rauchfarbene, ca 60 cm breit und 2 m lang, die früher Ratu Charlie gehörte, ist jetzt in meinem Besitz. An dem einen Ende ist der Stoff deutlich sichtbar angekchnit.

Erskine beschreibt, wie " Thakonbau während seines Aufenthaltes an Bord sich oft zurückzog, um vor dem Spiegel seinen Bart und Turban zu ordnen. Der letztere, der A sali, wird nur von Häuptlingen getragen, obwohl sie oft ohne ihn erscheinen. Er ist aus Rindenstoff hergestellt und ^{von} gazeartiger Zartheit. Da der Turban nicht länger als zwei oder drei Tage getragen werden kann, scheinen sie einen grossen Vorrat fertig zu halten. Wir beschafften uns eine ganze Anzahl, sauber gefaltet in Längen von fünfzehn Zoll und ein Zoll breit."

Zur Anfertigung eines solchen wunderschönen Rindenstoffstreifens, masi kuvui oder sala genannt, wird eine kräftige Schlingpflanze zu einem zwei oder drei strähnigen Ring geflochten, der ungefähr sechzig cm im Durchmesser misst. Eine Anzahl von abgestorbenen Schilfrohren, jedes ungefähr ein ^{oder} m lang, wird vertikal zwischen die Strähnen der Schlingpflanze/^{er} gesteckt, die Spitzen zusammengezogen und festgebunden; nun wird das Stück weissen Rindenstoffes um diesen Kegel gewickelt bis die Form eines Indianerzeltes bildet. Als nächstes höhlen sie eine flache Grube aus, die gross genug ist, die Basis des Zeltes aufzunehmen, legen glühende Asche in die Grube, darauf kleine Stücke Zuckerrohr oder Wurzelstücke ~~von~~ masawe (Cordyline fruticosa) der Botaniker und Dracaena der Gärtnner, zum Schwelen. Das Zelt wird sorgfältig über die Rauchschwaden gesetzt und mit einer Matte zugedeckt, die so viel Rauch wie möglich zurückhält. Nach ungefähr einer Stunde ist das masi braun geworden, ausgenommen an den Stellen, an denen es mit der Schlingpflanze und dem Schilfrohr in Berührung blieb. Nachdem das Rindentuch neu gewickelt ist, um die weissen Stellen dem Rauch auszusetzen, hat das ganze masi Stück seine einheitliche wunderbare Farbe.

Während ich die vorbeigehenden Eingeborenen, Inder und Weissen von dem »Melbourne« aus beobachtete, war ich hocherfreut, als ich plötzlich in der Menge meinen Freund, den Entomologen Herrn Noel L. H. Kraus^b, entdeckte, der unerwartet die Strasse heraufkam. Er war von Hawaii hierher gekommen, um seine Ferien in Fidschi zu verbringen und in dieser Zeit Insekten zu sammeln. Nachdem wir uns von der Überraschung erholt hatten, verabredeten wir, dass er mir nach einigen Tagen auf meinen Landsitz folgen sollte. Wir wollten dort unsere Sammelarbeit zusammen unternehmen.

Als ich Aloisio näher kennenlernte, erfuhr ich den Grund, warum er für einen so rohen Charakter wie Orkney arbeitete. In Mbolo hatte er sich einen Garten angepflanzt mit Wassermelonen und anderen Nutzpflanzen. Ringsherum hatte er einen Bambuszaun gezogen, der mit Schlingpflanzen gebunden war, nach unserem Maßstab allerdings völlig unzureichend. Zu arm, um sich den Luxus von Maschendraht leisten zu können, sind die Anglizan-

gen der Fidschier und In der fast ungeschützt. Aloisio fand eines Tages seinen Garten völlig niedergetreten vor; des nachts herumstreunende Pferde waren die Ursache~~s~~ der Zerstörung. Er besserte einen einfachen Zaun aus. Aber die Pferde zwängten sich durch die Umzäunung oder sprangen darüber weg, und setzten die Verwüstung fort; sie ~~abschafften~~ brachen die reifenden Melonen auf und frasssen sie an. Eines Morgens schlich sich der aufgebrachte Aloisio an die arglosen Pferde heran, ergriff einen Bambus und schleuderte ihn mit grosser Kraft nach dem nächsten Pferde. Das scharf abgebrochene Ende durchstach die Flanke. Obgleich sich das streunende Pferd in gesetzwidriger Weise auf fremden Boden befand und privates Eigentum zerstörte, hatte der Besitzer Aloisio vor das Gericht geschleppt. Man verurteilte ihn zu 17 Shillingen Geldstrafe und zwei Wochen Haft. Aloisios Vater besass nach Eingeborenensitte ausgedehnten Grundbesitz, aber war nicht im Stande die 17 Shillinge, oder ungefähr 17 Mark, aufzubringen. Aloisio, entsetzt, borgte sich daher von einem indischen Freund das nötige Geld, um die Geldstrafe zu bezahlen, bevor er in das Gefängnis ging. Als ich Aloisio sah, war er gerade auf dem Gefängnis entlassen. Er arbeitete nun bei Orkney für zwei Shilling pro Tag, um genügend Geld für die Tilgung seiner Schulden zu verdienen. Länger als absolut nötig wollte er nicht bei solch einem Herrn arbeiten; ich konnte ihn deshalb nicht tadeln. Orkney erzählte mir, wie frei-gebig^{er} seine Arbeiter behandelte. Die Arbeit begann um 7:30 früh; sie erhielten eine halbe Stunde Erholungspause mit Tee und eine Schale Reis, tatsächlich umsonst - ein grossartiges Geschenk, dachte er - und die Arbeit wurde um 5 Uhr beendet. Keiner der Fidschier besass eine Uhr, so mag es gerade mehr als ein Zufall gewesen sein, dass sie Zeit-haltung des Boss ein wenig ungens^o war.

Aloisio~~a~~ Arbeitgeber - er ist nicht der einzige noch der boseste Typ der weissen Siedler in Fidschi - kam nach Angabe der Eingeborenen als Mittelloser Schreiber auf die Inseln. Zwei oder drei Jahre lebte er von der grenzenlosen, freundlichen, Grosszügigkeit der Fidschier in ihren Dörfern. Bei seinen Wanderungen fand er eins ein Waldstück mit wertvollen Sandelholz. Der Verkauf diese Holzes ermöglichte es ihm,

sich finanziell auf die Beine zu stellen. Anstatt den Fidschiern dankbar zu sein, die ihm in seinen armseligen Tagen Unterkunft und Essen gewährt hatten, fühlte er nur Groll. Aloisios Arbeitgeber war ein Mann, dem weitgehend Verständniss und Selbstlosigkeit fehlten. Sein Charakter erinnert an Herman Melvilles Beobachtungen vor etwa hundert Jahren: »Es ist eine merkwürdige Tatsache, je ungebildeter und heruntergekommen ein Mensch ist, um so verächtlicher blickt er auf die, die ihm untergeordnet erscheinen.« Als ich Aloisio fragte, warum sein Volk solche armseligen weissen Lumpen und Strandläufer bei sich aufnehme, gab er mir achselzuckend zur Antwort: # »Es ist vaka Viti, oder Fidschiart.“ Die Fidschier sind so gastfreudlich, dass es geradezu ein Fehler ist.

Kapitel XIII

Aloisio Adoptiert Einen Vater

Es regnete in Strömen. Ich befand mich mit Aloisio in meiner Hütte; da hörte ich ein Klopfen an der Tür. Wir liessen einen triefenden, barfüssigen, ungefähr 55 Jahre alten Fidschier ein, nur mit einem Paar abgenutzten fadenscheiniger Shorts bekleidet. Er schüttelte seinen dichten Haarschopf ein paarmal heftig und anmutig seitwärts, um ihn so gut wie möglich vom Regenwasser zu befreien. Es war Kungalevu, Aloisios Vater. Wochen später fand ich heraus, dass Kungalevu gute Kleider besass, aber trug sie nicht bei Regenwetter, weil er fürchtete, sie könnten dadurch verdorben werden. Der Besitz eines teuren Regenmantels ist für einen armen Fidschier unmöglich, so kam er logischerweise mit einem Minimum an Kleidung zu mir zu Besuch. Der Regen haftet nicht lange auf der nackten, mit stark duftendem Kokosnussöl eingesalbten Haut. Kungalevu, der in dem abgeschiedenen Dörfchen Mbalo lebte, hatte von mir durch seinen Sohn und durch Bennys Gefährten gehört. Nach ausgedehntem Besuch und langer Unterhaltung sagte mir der Vater aufrichtig, wieviel Aloisio durch den Umgang mit mir lernen würde; er bot mir daraufhin an, aller Rechte an ihm zu entsagen. Gerührt wollte er mir seinen Sohn als mein »luven oder Kind zu eigen geben. Ich hatte schon eine Anzahl dieser »Malb-adop-

tierten » Jungen aller Rassen und Rassenmischungen während der letzten zwanzig Jahre in meinem Hause in Hawaii bei mir gehabt - wie Emilio Ordonez - so fühlte ich mich befähigt, Aloisio als Schützling anzunehmen. So sagte ich zu Kungalevu, wie geehrt ich wäre, Aloisio als meinen » Fidschi-Sohn » zu adoptieren. Allerdings willigte ich nur unter der Bedingung ein, seine weitere Arbeit, die er für mich leistete, wie vorher zu bezahlen. Von diesem Tage an sah mich Aloisio als » weissen Vater » an. Bis auf den heutigen Tag beginnt er seine orthographisch kurios abgefasssten Briefe mit der Anrede: » Lieber weisser Vater Otto Degener. »

Es gehört keine grosse Vorstellungskraft dazu festzustellen, wie bösartig ein » Herr-Diener Kontrakt » sein kann. Er ist ein Teil einer Kette, die die unglücklichen Eingeborenen zu Peonen macht. Das eine Glied dieser Kette besteht aus einer Rotte skrupellosen weissen Auswurfs, der trostlose Abschaum aus den Gossen europäischer Städte, der zahlreich unter der anständigen Bevölkerung von Fidschi verstreut ist; sie alle können lesen und einen Kontrakt verstehen. Das zweite Glied ist die ungeheure Anzahl der analphabetischen Eingeborenen (dass 95% der Fidschier lesen können ist Unsinn. Siehe Seite ...). Sie können den Sinn eines Vertrages, der von den Weissen aufgestellt worden ist, nicht völlig verstehen. Das dritte ist das niedrige Niveau und die Unerfahrenheit einiger Distrikt Kommissare, die dazu neigen, sich bei jeder Streitigkeit auf die Seite ihrer weissen Genossen zu stellen, gegen den demütigen, bescheidenen kai Vitia oder Eingeborenen. Dies ist nicht nur für Fidschi ein besonders tadelnswerter Fall, sondern wie W.E.B. DuBois beobachtet hat, charakteristisch für alle Kolonien. Er fand: » Die Gerichte, die weisse Vorsitzende haben, sind gewöhnlich gerecht bei Streitigkeiten zwischen Eingeborenen, aber sind streng, ja zuweilen grausam, wenn es sich um Streitigkeiten zwischen Eingeboren- und Weissen handelt. Das weisse Prestige muss um jeden Preis gehalten werden. » Das vierte ist der ausnehmend grosse Steuersatz für Fidshier, der vollkommen ausserhalb ihrer Verdienstmöglichkeiten liegt und die grausame Verhaftung für Steuervergehen in diesem so aufgeklärten 20. Jahrhundert. Das letzte Glied, um die Eingeborenen beinahe zu Sklaven zu machen, ist die

Verhaftung bei irgend einem Vertragsbruch.

Sogar der Durchschnittsweise, der rassebewusst und eifrig bestrebt ist sich ein gutes Einkommen zu sichern und daher eingeborene Arbeiter beschäftigen muss, neigt dazu, seine gesetzlichen Vorteile über die Eingeborenen zu missbrauchen. Wenn die Steuern fällig sind, hasten die armen Eingeborenen umher, das Geld zu verdienen, um der Gefängnisstrafe zu entgehen. Zu solch einer Zeit kann der nur an seinem eigenen Wohlergehen interessierte Weisse leicht den unglücklichen, bedauernswerten Menschen zwingen, seine Marke (x) an den "Herr-Diener Kontrakt" zu ~~zehren~~ schreiben, in dem gewisse Bedingungen und Verpflichtungen aufgeführt sind. Sollte der Fidschier später entdecken, dass der Herr schlecht ist, die Bedingungen in dem Vertrag unbefriedigend oder dass er sie nicht genau verstanden habe oder gar den Wunsch haben die Anstellung aus irgend einem eigenen Grund aufzugeben, kann er dies praktisch nicht tun, ohne in das Gefängnis zu kommen. Es ist keine tatsächliche Sklaverei, aber gewiss Bauernfang. Bei dem Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten wurden die Richtlinien am 20. April 1944 niedergelegt, dass eine ähnliche Kette von Bedingungen zu einem Zustand von Knechtschaft führt. Ein an^aphabetischer Neger in Florida wurde eingesperrt, weil er von einem voraussichtlichen Arbeitgeber 5 Dollar erhalten hatte, mit dem Versprechen für ihn zu arbeiten. Dies Versprechen löste er nicht ein. Das hier enthaltene Gesetz wurde mit diesen Worten für unkonstitutionell erklärt: "Betrug steht nicht außerhalb des Zugriffes des Staates, weil der Betrüger ein Arbeiter ist, noch ist der Plan des Schwindels in Einklang mit ~~der~~ Arbeit zu bringen. Aber wenn der Staat unternimmt diese Form von Unterschlagung zu bekämpfen, muss er auf die konstitutionellen und gesetzlichen Anordnungen achten, dass die Nichteinhaltung der übernommenen Arbeit zu dem Zwecke Schulden abzutragen, nicht zu einem Teil des Vergehens wird. Er darf nicht indirekt oder direkt Dienstarbeiten (Zwangsarbeiten) befehlen, sogar, wenn der Kontrakt freiwillig abgeschlossen war."

Major Chapple, der Inhaber vieler Ämter und Parlamentsmitglied im Jahre 1908 in Tuapeka, Neu-Seeland, und für Sterlingshire 1910-1918, be-

hauptete anfangs der zwanziger Jahre prophetisch: » Britannien hat sich niemals durch eine weit vorausschauende Politik im Pazifik ausgezeichnet. Gibt es in diesem Jahrhundert einen Krieg, wird es ein Krieg im Stillen Ozean sein. Nationen und Eingeborene werden in den nächsten Jahren hier beschäftigt sein. Wenn Britannien die Bedeutung im Augenblick nicht übersehen kann, wird es seine Interessen im Pazifik gefährden. Amerika besitzt keinerlei Illusionen. Es ist beklagenswert, von alten loyalen Briten, die ihr Leben auf irgendeiner pazifischen Insel verbracht haben, zu hören, dass sie ihr Vertrauen und ihre Hoffnung auf Amerika setzen - als ob man sich nicht auf Britannien verlassen könnte - , dass es zur rechten Zeit handelt.« Der Major, der den Krieg voraus sah, kritisierte analysierte die gemeinen Arbeitszustände für Eingeborene in Fidschi und gab kurz gefasst den Schlüssel zu seiner Lösung: » Zu allererst muss eine kluge und hilfreiche Politik in Bezug auf die Arbeit der schwarzen Bevölkerung einsetzen, um ein Maximum an Erzeugung und ein Minimum an Anstrengung von Seiten der Arbeiter zu erhalten. Die Löhne werden höher sein müssen. Unter dem Arbeitsvertrag wurden 5 Shillings 6 Pence pro Woche für die Männer bezahlt und 3 Shillings für die Frauen. Männer, die zuvor mit dieser Summe zufrieden waren, fordern nun 12 - 15 Shillings pro Woche und sogar noch mehr; während Männer, die ihre Beschäftigung frei wählen können, beim Handel und in städtischen Anstellungen weitaus grössere Summen verdienen als diese, wohlhabend werden können Ihr alles einnehmenden, alles erobernden Briten, stellt diese kriechende Kreatur auf ihre Füsse, wischt den Schweiß von ihren Brauen, behandelt sie mehr als Bruder und weniger als Sklaven und alles was sie hat und ist, ist Dein und alles was Du hast und bist ist anständiger! «

Kluge Männer wie Chapple könnten den Hass vertrödiben, in dem die vielen Millionen farbiger Menschen von Angehörigen der weissen Rasse gehalten werden. Raffgierige Leute wie Ockney und wohlmeinende, aber dumme Frauen schüren den Rassenhass, der leicht einen Ausrottungskrieg entflammen könnte. Fräulein Grimshaw, die Anfang des jetzigen Jahr-

hunderts einige Zeit in Fidschi verbrachte, zeigt solch widerwärtigen „Herren -Rasse -Gewohnheiten“, dass es mich anekelt. Sie schreibt über die Eingeborenen: „Oftmals sehnte ich mich danach, den geduldigen, ermüdeten Wesen ihr Essen zu geben, sobald ich das meine hatte, anstatt sie warten zu lassen, bis mein Tee bereitet und meine Mahlzeit beendet. Aber ich wusste, es war unrichtig und würde sie wahrscheinlich später unlenksam machen. Eine hätte Lektion müssen der weisse Mann und die weisse Frau lernen, das ist zu den Fidschi - Bedienten nicht zu freundlich zu sein. Man darf ihnen niemals zeigen, dass ihre Bequemlichkeiten Gegenstand der Betrachtung sind; die Achtung, die sie freiwillig entgegenbringen, darf nie durch Nachlassen der Würde von Seiten der weissen Person zerstört werden. Wie alle wilden Rassen legen sie Freundlichkeit als Schwäche aus. Ich persönlich fand, dass sie der Dankbarkeit fähig waren. Ich fand, dass eine Verwöhnung, ein Geschenk von Tee oder Tabak oder ein bisschen geschickte Fürsorge für eine kleine Verletzung möglichst durch gekünstelte Härte in der Haltung ausgeglichen werden muss, wenn es nicht den Grund für künftige Faulheit und Nachlässigkeit bilden soll.“

Ich gab Alcисio ein oder zwei weisse Hemden, weil ich nicht wollte, dass er mein Abendessen bereitet, wenn er schweissnass angezogen von der Arbeit käмм. Jetzt, wo er mein „Sohn“ geworden, meinte ich, müsste er auch bessere Hosen tragen. Die einzige, die ich bisher an ihm gesehen hatte, war eine sehr fadenscheinige, die viel von seinen Schenkeln freiliess. Auf seinen Schenkeln bemerkte ich an der Aussenseite drei Tätowierungsmerkmale. Ich fragte ihn nach der Bedeutung. Er erwiderte, dass er einmal sein Bein gebrochen und diese Tätowierung die Heilung beschleunigt hätte. Ich gab ihm Geld, er suchte in Singatoka einen Laden auf und erschien hübsch angezogen mit einem sulu aus billiger Baumwolle. Der sulu mass ungefähr 1.10 ^{MAR} - 1⁸⁰ m und hatte auf leuchtend rotem Untergrund ein weisses Schildkröten. Um ihn anzulegen, hielt er ein Ende.

auf seine Körpermitte, wand dann das Tuch der Länge nach ein bis eineinhalb Mal um seine Taille und steckte die verbleibende obere lose Ecke zwischen sulu und Haut, ein einfacher schneller Vorgang. Ich bemerkte jedoch, dass Aloisio mehrere Male am Tage seinen sulu ein wenig aufmachte, um die Schlingen wieder fest zu ziehen. Anscheinend lockerte er sich.

Viele Fidschier tragen nur einen sulu anstelle von Hosen; andere dagegen, wie Aloisio, trugen unter den sulu Shorts. Einige der sulus, ~~wie~~ die Aloisio kaufte, behielt ich als Kuriosität zurück. In Hawaii benutzte ich sie nach meiner Rückkehr als Tischdecken. Ausser dem Schildkrötenmotiv sah ich rote und blaue sulus mit geometrischen Zeichnungen. Einer trug das grosse Bild einer eingeborenen Frau und ein anderer das Bild eines Eisenbahnzuges, der quer über das Hinterteil seines Trägers zu laufen schien.

Während meines Aufenthaltes in Suva kaufte ich einen besonders sorgfältig ausgeführten sulu. Er bestand aus Pfeffer-und-Salz- Serge, reichte bis zu den Knien und konnte eineinhalb Mal um den Körper gewunden werden. Mit hübschen Säumen verziert, besass er zwei Hosentaschen an der Stelle, wo sonst sich Hosentaschen befinden. Er war das, was der gutangezogene Fidschier tragen sollte. Aloisio war glücklich und stolz über sein Geschenk und verstand, als ich ihm erklärte, ich fühlte mich beschämmt, einen »Fidschi-Sohn« und Assistenten zu haben, der zerlumpte Kleider trug, ausser wenn wir botanisierten oder andere grobe Arbeit taten.

Wir brauchten wieder einen Vorrat an Nährmitteln und Kerosine. ~~Herr~~ Orkney, der gerade nach Singatoka fahren wollte, bot an, mich mitzunehmen, eine Gunst, die er all seinen Gästen gewährte. Er musste eine Ladung einjähriger Rinder abholen, die er auf seiner Weide mästen wollte. Mit Erlaubnis meines Wirtes liess ich Aloisio, angetan mit seinem neuen Serge-sulu und einem sauberen weissen Hemd, auf den Rücksitz des Autos hüpfen. Ich sass neben dem Fahrer. Aloisio, vertraut und anständig von mir behandelt, fühlte sich als menschliches Wesen. In Singatoka machten wir unsere Einkäufe, während Orkney seinen Geschäften nachging. Wir drei trafen uns

Herr

dansach an dem verabredeten Platz. Hier half ich Aloisio beim Beladen unseres Wagens, eine Handlungsweise, die von den Europäern in Fidschi düster angesehen wird, weil sie fürchten, das aufgeblasene Prestige ihrer Rasse zu verringern. Weil noch Platz auf dem Rücksitz vorhanden war, sagte ich Aloisio, er möge wievorher einsteigen. Als mein Wirt ankam, befahl er dem sauber angezogenen Fidschier mürrisch auszusteigen und auf einen Lastwagen zu warten, der später mit stinkenden Körben voller lebender Hühner vorbeikommen würde. Orkneys Absicht war klar, den Eingeborenen ~~zu~~ erniedrigen und ihn » an seinen Platz zu verweisen ». Meine Notlüge, Aloisio sollte mich begleiten, damit er bei seiner Rückkehr sofort mit den Pflanzen arbeiten könne, stiess auf völlige Ablehnung. Wir zwei Mitglieder der Herrenrasse fuhren nun heimwärts, während Aloisio niedergeschlagen an der Landstrasse stand. Ich hütte mit Vergnügen dem weissen Snob ins Gesicht schlagen können.

A Als wir die Brücke erreichten, die sich über den von Haien wimmelnden Singatoka - Fluss spannt, stämmessan wir auf die neu erworbene Herde meines Hauswirtes. Der indische Viehtreiber konnte die Kälber nicht über die Brücke kriegen. Eine Ansammlung von Zuschauern - bescheidene Fidschier, Inder und Mischlinge - beobachteten nun den Spass, wie der absolut unbeliebte, rotgesichtige Orkney fluchend und rauchend vor Zorn aus seinem Wagen stieg. In seiner Aufregung fasste er eine widerspenstige Färse beim Schwanz, verdrehte ihn, um das Tier über die enge, ungewohnte Brücke zu ~~zwingen~~ zwingen. Die Kuh brüllte vor Schmerz und Furcht laut auf, raste plötzlich vorwärts, aber nicht über die Brücke, sondern zum Flussufer herab, wobei sie Orkney mit stinkendem Schlamm und Dünger bespritzte. Als ich schliesslich mein Lachen gebändigt hatte, ging ich ein Stückchen weiter zu einem Taxistand; während Orkney noch mit dem Rindvieh herumlärzte. Ich gab dem indischen Fahrer - fast alle sind grauenhaft geschwätzig - drei oder vier Shillinge und instruierte ihn, einen jungen Fidschier abzuholen, namens Aloisio Tamalewa, der an der Ecke einer bestimmten Strasse auf einen Hühnertransport warte. Er solle ihn zu

meinem Quartier fahren. Zehn Minuten später fuhr mein Sohn stolz an dem vichtreibenden Orkney und dem wartenden Degener vorbei und erreichte unser Heim lange vor uns.

Am 20. April wanderten mein Freund der Entomologe Noel Krauss, Aloisio, sein lächelnder Kamerad namens Peter, dem die Vorderzähne fehlten und ich nach der Mbula^u - Gegend, nahe bei der Sovi - Bucht. Nicht weit von der Küste sammelten wir eine Feigenart (Ficus storkii) deren Blätter süß und roh essbar sind. Herr Krauss sammelt die verschiedenenartigen, bemerkenswerten, pollierenden Feigenwespen, die mit dieser und anderen Ficus - Arten vergesellschaftet sind, während ich ihre Wirte als Herbarproben pflückte. Wie wir von den besonders erforschten Arten wissen, kriechen die Wespen, wahrscheinlich mit Pollen einer Pflanze an ihrem Körper, zu der unreifen Feige einer anderen Pflanze. Durch die Öffnung am oberen Ende der Feige gelangen sie in das Innere. In dieser höhlen Kammer finden sie zahlreiche kleine Blüten. Sie kriechen zwischen ihnen herum, streifen die Pollenkörner gegen die Narben ab und bewirken so unwissentlich eine Befruchtung. Einige dieser Blüten bringen jedoch keinen Samen hervor, sondern werden dem Wohlergehen dieser Wespen geopfert, die nun mit ihrem spitzen Hinterteil in jede ein einziges Ei legen. Die auskriechende Larve, die aus der Blüte eine Galle ~~hinzut~~ bildet, ernährt sich in ihr, bis es Zeit zur Verpuppung ist. Schliesslich kommt sie als winzige Wespe hervor um, wie ihre Eltern, die Feigen der folgenden Saison zu befruchten.

In den Niedrungen kamen wir durch eine Eingeborenen-Anpflanzung von Pandanus. Die Pflanzung bestand aus einzelnen beblätterten Asten, die in einem Winkel von ungefähr 45 Grad aus dem sumpfigen Boden herausstachen. Sie waren in unregelmässigen Zwischenräumen von ein bis zwei Meter Weite, jede für sich, eingesetzt. Die Blätter sahen ausnehmend gross, üppig und hellgrün aus. Nach Aloisio war es die voivoi (Pandanus garicosus), eine Pflanze, die niemals blüht. Die gewöhnliche wilde Pandanus.

Pandanus, Pandanus tectorius var. suvaensis, die häufig blüht, heisst vandra. Sein Volk habe die voivoi seit Generationen wegen der Blätter angebaut. Aus ihnen werden Matten geflochten, die feiner sind, als die aus der vandra hergestellten. Sie können zu festen Paketen zusammengefaltet werden, wenn man von Ort zu Ort reist, ohne dass sie brechen. Wissen weisse Frauen nichts mit ihrer Zeit anzufangen, greifen sie zum Strickzeug. Fidschi-Frauen, wie Aloisios Mutter, bei der ich später einige Zeit wohnte, ziehen aus einer Ecke ihres Hauses eine angefangene Matte hervor, rollen sie auseinander, setzen sich auf ihre Ellbogen gestützt daneben und fahren bei gemütlicher Unterhaltung, wobei sie ihre selbstangefertigten Zigaretten rauchen, mit der Flechiarbeit fort. Aloisios Mutter oder namu, wie er sie nannte, erzählte mir, dass es mehrere Wochen dauert, bis sie eine Matte geflochten hat, die gross genug ist, um darauf zu schlafen. Hierbei ist die Sammelzeit und Vorbereitung der voivoi - Blätter nicht eingerechnet. Wie alle Fidschier kann sie immer mehr Matten gebrauchen, weil je mehr sie auf den Schlafplatz legt, desto weicher wird er. Ich glaube eine Regierungsanordnung fordert, dass die Eingeborenen des Nachts mindestens auf sieben Matten liegen müssen; ein kluger Schutz gegen Erkältungskrankheiten. Die Matten werden jetzt häufig mit viel - farbigen Wollfransen besetzt, anstatt wie früher mit bunten Federn. Auf der »Couch« werden sie so angeordnet, dass die Fransen übereinander liegen und über die Seiten wie ein Regenbogen fliessen. Sind »Couch«-und Boden-Matten abgenutzt, wirft sie die Fidschi-Frau nicht fort, sondern legt neue Matten über die alten.

Seemann erklärt uns:» Die Voivoi oder Kiekie, eine stammlose Art mit zehn bis zwölf langen Blättern bevorzugt sumpfige Waldstellen. Sie wird manchmal angebaut, um die Nachfrage nach ihren Blättern zu befriedigen. Fächer, Körbe und die feinsten Matten - ja sogar die, mit denen die neugeborenen Babies, die mehr als ~~xixxx~~ zwölf Monate nackend bleiben, herumgetragen werden - sind aus ihren gebleichten Blättern hergestellt.

Gelegentlich werden zierliche Muster eingearbeitet, indem man etwas von schwarz gefärbtem Material durchzieht. Die höchst vollendetsten Matten werden geschmackvoll mit den hellroten Federn des Kula durchwirkt, - ein Papagei..... der auf den östlich gelegenen Inselgruppen von Fidschi gefunden wird und deshalb von den Bewohnern dieser Eilande besonders begehrte ist.“

Ich habe niemals zwei gleiche Matten gesehen, jede hat ein anderes Muster. Es wird behauptet, manche Fidschier könnten, allerdings mit Einschränkung, an Hand der Muster ~~festzustellen~~ und des Hauptstiles feststellen, welcher Stamm die Matte hergestellt hat. Die Matten, die ich durch Kauf oder Tausch erwarb kamen von Eingeborenen, die mit ihrem nett zusammengefalteten Matten zufällig von einem Dorf ins andere reisten. Sie massen ungefähr zwei Meter in der Länge und ca einen in der Breite. Nur wenige waren kürzer und keine schmäler als einen Meter. Verschiedene hatten doppelseitige Muster, andere dagegen nur einseitige. Sie waren mit Fransen aus voivoi verziert, mitunter auch mit Federimitationen aus bunter Wolle oder sogar mit ausgefransten Stricken. Die Fransen waren rund herum gesetzt oder sehr oft auf vierzig bis sechzig ^{centimeter} in der Mitte des Kopf- und Fussendes fehlend. Diese Unterbrechung sah so seltsam aus, dass ich Aloisia um Aufklärung bat. Sie war ganz einfach. Lag der Besitzer auf seiner Matte, so konnte er nicht an Kopf und Füssen durch die Fransen gekitzelt werden.

Die weichsätn und biegsamsten Schlafmatten stellt man nicht aus voivoi, sondern aus einem Schilfgras (Cyperus laevigatus) her. Die Matten aus diesem Material sind dunkeler, gelber und glänzender. Die Männer Hawaiier gebrauchen dieses Schilf gleichfalls für ihre auserlesenen Matten, die unter dem Namen makaloa bekannt sind. Das Eiland von Niihau, der hawaiischen Inselgruppe, war für ihre Herstellung berühmt.

b Die entzückendste Matte kam durch Vater Laplantes Sendungen von Eingeborenen - Kunstgewerbegegenständen in meinen Besitz als Gegengabe für

meinem jährlichen kleinen Beitrag für seine Savu Savu - Mission. Sie mass 60 cm mal 90 cm und war aus dem Bast des vau geflochten.

Nicht weit von der Voivoi - Pflanzung fanden wir eine wirre Anpflanzung einer groben, windenden Leguminose (Derris elliptica), ohne Blüten oder Schoten. Aloisio, der Serua - Dialekt sprach, nannte sie nduva. Er zog eine Pflanze aus, zerquetschte die Wurzel vorsichtig und wand sie unter Wasser in dem nahen Bach aus. Ein milchiger Saft verbreitete sich im Wasser. Aloisio erklärte, dass seine Landsleute die Wurzel zerstampfen, um den Saft zu gewinnen. Eine Kokosnuss-Schale davon genügt alle Fische in einem kleinen Fluss zu betäuben. Obwohl diese Wurzel ein starkes Fischgift zu sein scheint, schadet es dem Menschen nicht. Die Fische sind essbar. Tee aus den frisch gepflückten Blättern bereitet, behauptet er, seien ein gutes Abführmittel. Seemann, der diese ~~Ekxxxxxx~~ Pflanze als nduva nganga oder Gift - nduva kannte, stellt fest, wenn der Stengel und die Blätter zerstampft werden, um sie wirkungsvoller zu machen, und in das Wasser geworfen oder an einer Leine oder Schlingpflanze durch das Wasser gezogen werden, legen sich die Fische auf den Rücken und ~~kaxxxxx~~ an der Oberfläche. Sie sind vollkommen betäubt und darum leicht zu fangen; sie gewinnen aber bald ihre verlorene Aktivität wieder. Man glaubt, sie sterben nicht an den Auswirkungen der vorangegangenen Behandlung." Durch moderne Forschung hat man festgestellt, dass die Fische in Wasser, dem nduva - Saft zugesetzt ist, nicht richtig atmen können und Erstickungsanfälle bekommen. Das Verbreitungsbereich der Pflanze erstreckt sich von Ostafrika und Indien durch Malaya bis in die Südsee.

Am Bachufer bemerkte ich ein längliches, Unkraut überwachsenes Loch. Ich hielt dies für eine Fallgrube, die früher einmal zum Fangen von wilden Schweinen benutzt worden war. Aloisio erklärte mir jedoch, es wäre eine Grube zur mandrai oder Fidschibrot-Herstellung. Mandrai kann aus einem oder auch aus verschiedenen Bestandteilen gemacht werden; je

nachdem, was man gerade für Zutaten zur Hand hat. So nimmt man Früchte von ivi (Inocarpus fagiferus), kawika (Syzygium malaccensis), Bananen, Brotfrüchte und Mangroven; die stärkehaltigen unterirdischen Teile der yams, taro und die vis mila oder scharfe via (Alocasia indica). Die Fidschier glauben, dass die ndainga (Amorphophallus campanulatus) besonders wichtig ist, weil sie durch Vermischung mit den anderen Zutaten eine bessere Fermentation bewirkt.

Samuel Patterson, der 1803 auf Mbatiki war, beschreibt wie die Fidschier aus der Brotfrucht ihr mandrai herstellen: "Sie pflücken sie ab und kochen sie in Tontöpfen, nehmen dann das harte Innere der Fruchtstände heraus und legen sie in eine Art Frog, der zu diesem Zweck in die Erde gegraben wurde. Dann bearbeiten vollkommen nackte Frauen ~~diese~~ Brotfrüchte mit ihren Füßen, bedecken danach den Teig mit Bananenblättern und diese mit Erde zu. Nach der Fermentierung wird der Teig herausgenommen und zu einer Art Kloss verarbeitet, von ihnen munries [mandrai] genannt." Erskine, der Vanua Levu 1840 besuchte, bemerkte: "vor jedem Hause befand sich ein langes, mit Steinen ausgelegtes Loch, in der Form eines Brunnens. In diesen Löchern bewahren sie eine hinreichende Menge "Mandrai" (konserverter Brotfrüchte) auf, um eine vierjährige Belagerung überstehen zu können." Zwanzig Jahre später stellt Seemann fest: "Ein Loch von der Form eines umgekehrten Kegels wird in die Erde gegraben, mit Blättern ausgelegt, die verschiedenen Zutaten hinein getan, mit Blättern, Erde und Steinen bedeckt einer Fermentation unterzogen; zum Schluss ergibt das eine einheitliche Masse. Zwei oder drei, ja sogar neun Monate kann die Masse in der Erde liegen. Wird der Teig herausgenommen, strömt er ~~eine~~ ^{mm} säuerlichen, widerwärtigen Geruch aus. Entweder bückt man ihn dann auf heißen Steinen oder dämpft ihn in grossen irdenen Töpfen gar. Der Geschmack ist so, dass nur wenige Ausländer Vorliebe dafür zeigen; Eingeborene ziehen unser Brot oder Zwieback ihrem mandrai vor. Es ist ein besonderes Glück in einem Lande, wo so viele Arten von Früchten und ~~xx~~ essbaren Wurzeln zu manchen Jahreszeiten in grossen Mengen vorhanden und

dem Verderben unterworfen sind, dass die Einwohner einen einfachen Konservierungsvorgang verstehen, durch den sie imstande sind, ihre Vorräte aufzubewahren und so eine wirksame Vorsichtsmassregel gegen eventuelle Mangelzeiten in einem so gesegneten Lande haben.“

Hornet bemerkte, „mandrai“ strömt einen herben, säuerlichen und sehr widerwärtigen Geruch aus, der schon auf eine Entfernung von mehr als einer halben Meile auf der leewärtigen Seite der Löcher wahrgenommen werden kann.“ Ein ungewöhnlicher mandrai - Pudding angefertigt zur Hochzeit der Tochter des alten Königs Tanca mit Ngavindi, Häuptling des Fischerstammes, hatte einen Umfang von sieben Metern.

Eine andere Pflanze, von der wir viele Exemplare an einem bewaldeten Abhang bei der Sovi - Bucht sammelten, ein grosser Leguminosenbaum (Serianthes myriadenia) nannte Aloisio vaivai. Obwohl er nicht mit manchen anderen tropischen Bäumen an Schönheit wetteifern kann, die zur Verschönerung angepflanzt werden, macht ihn sein Blütenreichtum an gelblichen Blumenblättern und hochroten Staubfäden der Einführung in die Kultivation wert. In seiner Form ist er d Ähnlich und könnte ein passender Alleebaum sein. Sein Holz ist außerordentlich gut, sodass die Fidschier für solche auserlesenen Besitztümer wie Kanus und Raddel verwenden. Die roten Samen werden zu Damenhalsschmuck aufgezogen, oder geröstet, von Kindern gegessen.

Die ndambi (Xylocarpus granatum), ein Mitglied der Mahagonifamilie, wächst in dem Einflussbereich des Salzwassers. Es ist ein Küstenbaum, der sich von vielen Inseln des südlichen Pazifik und Nordaustralien durch Malaya bis nach Ceylon und Indien ausgebreitet hat. Seine kleinen Blüten sind gelblich und die rote Rinde blättert deutlich in Schuppen ab. Die Fidschier, wie Aloisio erklärte, zerstampfen die adstringierende Rinde in Wasser und gebrauchen die Flüssigkeit als Mundwasser gegen Mundföhle. Sie kauen auch die Blätter gegen dieselbe Krankheit. In Guam verwendet man das Holz wegen seiner harten feinen Faserung für Radspeichen.

Der Baum spendet Harz und aus den Samen pressen die Inder ein weissliches dickflüssiges Öl.

Eine andere Pflanze, deren Wurzeln das Salzwasser der Bucht bevorzugten, ist die vesi (Intsia bijuga), ein langsam wachsender Leguminosobaum. Sein Stamm wird einen halben bis anderthalb Meter dick, aber selten höher als sechs bis sieben Meter. Er hat eine glatte, weissliche Rinde und trägt weit ausgebreitete Äste. Dieser Baum ist keine Besonderheit auf Fidschi; denn er ist fast im ganzen Pazifik verbreitet, innerhalb von zwanzig Breitengraden auf dem Äquator nach Malaya und Ostafrika. Aloisio lobte den Baum in den höchsten Tönen; seine Landsleute kochen die Blätter mit der Papayawurzel und halten die Flüssigkeit im Munde ~~gagamxx~~ als Heilmittel gegen Zahnschmerzen. Der grösste Nutzen des vesi liegt jedoch in seinem harten, fast unzerstörbaren, leicht polierbaren Holz, das dem Teak nicht nachsteht. Zuerst sieht es gelblich aus, wechselt dann allmählich zur Rostfarbe über, um schliesslich das Schwarz des Walnussholzes zu erhalten. Das Kernholz ist sehr hart und schwer, so hart, dass selbst die Termiten es meiden. Tischler müssen Löcher vorbohren, ehe sie Nägel einschlagen können. Die Eingeborenen schätzen es als Hauppfosten sehr, ganz gleich, ob es der Feuchtigkeit der Erde oder der freien Luft ausgesetzt ist. Die Weissen nehmen es vornehmlich für Bodenschwellen, Querbalken, Zaunpfähle und Brücken. Auch für Yangonaschalen, Holzkissen, lali oder Holztrommel, Kewlen und Kanus ist das Holz beliebt.

Die Vorliebe des vesi an Küsten oder sandigen Ufern und in den felsigen Klippen nicht weit vom Ozean zu wachsen, hat ihn sich relativ häufig auf den kleineren Inseln ansiedeln lassen. Sein Vorkommen ermutigte die Tonganer zu frühem Erscheinen in Fidschi, die in den weitreichenden politischen Machenschaften Thakombaus und Maafus gipfelten, wie vorher beschrieben. Erskine erklärt, als die Tonganer ihren Vorrat an Baumaterial für ihre grossen Doppelkanus auf ihren eigenen Inseln erschöpft hatten, strömten sie nach den kleineren Eilanden Fidschis, » wo das erforderliche Bauholz (das die Fidschier vesi nannten) leicht beschafft werden konnte.

Da eine Zeitdauer von sechs oder sieben Jahren zur Vollendung ihrer Schiffe nötig ist, kehrten viele von ihnen, die sich an Fidschi-Sitten gewöhnt hatten, nicht zurück. Obgleich sie eine gewisse Unabhängigkeit bewahrten, schlossen sie sich den mächtigeren Häuptlingen an."

Herr Krauss war bereit seinen Besuch bei mir zu beenden, weil er noch Insekten auf anderen Inseln sammeln wollte. Nachdem ich schliesslich Aloisio von seinem misanthropischen Orkney → abgekauft → hatte, entschloss ich mich, mein Botanisieren in einer besseren Gegend fortzusetzen. Aloisio kannte einen verlassenen Laden gegenüber dem Hause seiner Tante, am Strand der Ortschaft Ngaloa. Also fuhren wir in einem Autobus dorthin, um über die Vermietung zu verhandeln.

Ich sass schweigsam neben dem indischen Fahrer, wie es dem künstlich erhöhten, gehassten Weissen zukommt. Aloisio, der künstlich erniedrigte kai Viti, Tagelöhner, sass im Gegensatz dazu bei den geschwätzigen Eingeborenen und Indern, unter Gepäck fast verschwindend, im hintersten Teil des Wagens. Überholte der Bus einen Strassenarbeiter oder einen einheimischen Fussgänger, beugte er sich fröhlich winkend, Jeden bei seinem Namen begrüssend, aus dem Fahrzeug. Alle riefen scherzend und heiter zurück, mit einem strahlenden Lächeln auf ihren ermüdeten Gesichtern. Stolz quoll in mir hoch über meinen beliebten → Fidschi - Sohn. Ein Prachtexemplar von einem Burschen in den Augen seiner warmherzigen Tagelohnerfreunde.

Vor ein paar Jahren gab es noch keine Landstrasse, die um die Insel Viti Levu führte. Eine Verbindung zwischen Ngaloa und Suva bestand nur aus Fuss - und Reitwegen entlang der Küste oder per Boot. Der einzige Chinesenladen, der praktisch in keiner grösseren Eingeborenenortschaft ~~noch~~ fehlt, war noch nach Lage der alten Pfade entlang der Küste gebaut. Anstatt eine Ansammlung von ~~häßlichem~~ Wellblech zu sein, hatte der Ngaloa - Laden Holzwände. Er besass sogar den Luxus von laufendem kalten Wasser; die Toilette allerdings befand sich ausserhalb des Hauses. Eine grosse Wellblechkammer hatte innen massive Zementöfen zum Brotbacken. Nach Fer-

längere Strecke

tigstellung der neuen Landstrasse, die mehrere dreissig Meter landeinwärts verläuft, stand der Laden an der falschen Strasse. Durch die neue Strasse kam auch das Brot billig aus Suva und so wurden die Backöfen nicht mehr gebraucht. Der Laden stand verlassen und ein neuer, mit einer Tankstelle ausgerüstet, lag jetzt neben der neuen Autostrasse.

Ich verhandelte mit dem einzigen Verkäufer, einem freundlichen, gefälligen, jungen Kantonesen, David See To, wegen der Vermietung des alten Ladens. Er teilte meinen Wunsch dem Besitzer des Hauptgeschäftes in Suva mit und in den letzten Apriltagen waren wir glücklich mit dem ganzen Gepäck in Ngaloa eingerichtet.

Das auf ~~modifizierte~~ Eingeborenenart erbaute Nachbarhaus bestand vorwiegend aus Bambus und Dachstroh. Nähe dem Strande stand noch ein einfaches kleines Gebäude, das offen geflochtene Schilfwände und ein Strohdach besass, das Kochhaus. Das die Türöffnungen in beiden Häusern sehr gross waren, konnte ich bei meinem stundenlangen Pflanzenpressen das fidschianische Eingeborenenleben meiner Nachbarin beobachten. Die Familie bestand aus vier Personen. Der Vater befand sich in mittlerem Alter; ein hochtrabender ~~Fischler~~, klein für seine Rasse, sehr dunkel und wie ich annahm, ziemlich faul und mürrisch; zwei Eigenschaften, die sonst den Fidschiern nicht eigen sind.

Er war Haushüter in dem Besitztum, dem ^{WW} Sogerhaus eines in Suva stationierten unteren Polizeibeamten. Die Frau, Aloisios Tante, hatte eine hellere Farbe. Sie sah vergrämmt aus und arbeitete Tag und Nacht; ein freundlicher gutmütiger Mensch. Das Ehepaar besass zwei Kinder, einen Sohn namens Peter, ungefähr in Aloisios Alter und eine Tochter, einige Jahre jünger als er. Ich bemerkte, dass sich Bruder und Schwester gegenseitig wie Fremde benahmen; sie sprachen überhaupt nicht miteinander. Zu meinem Erstaunen erklärte mir Aloisio, diese prüde Sitte sei ganz allgemein und er selbst, obwohl er nicht altmodisch sei, fühle sich verlegen, wenn er seine Schwester anreden solle. Dieser Gedanke schien mir so fremd von allem, was ich je über fidschianische Verwandtschaftsbegriffe gehört, dass es mich vollkommen verwirrte.

Alle Vettern Aloisios, die von den Brüdern seines Vaters, sowie alle Basen, die von den Schwestern seiner Mutter abstammten, bezeichnete er als Brüder und Schwestern. Sie waren »parallel Vettern und Basen«. Zwischen solchen »Brüdern und Schwestern«, wie auch zwischen richtigen Brüdern und Schwestern war nach Erreichung der Altersgrenze von sieben oder acht Jahren keine Unterhaltung erlaubt, noch war es gestattet, den Kopf des anderen Geschlechtes zu berühren. In dem Falle wo eine Unterhaltung mit dem anderen Geschlechtspartner nötig war, bedienten sie sich einer Mittelperson. Peter zum Beispiel fragte seinen Vater oder seine Mutter, ob seine Schwester es hörte oder nicht, wenn er etwas von seiner Schwester haben wollte. Heirat zwischen parallelen Vettern und Basen ist verboten oder yeitambui, der Bruch dieses Tabu gilt als Blutschande. Andererseits sind alle Verwandten, die von den mütterlichen Brüdern abstammen nicht Tabu für einander. Tatsächlich betrachtet man die Heirat zwischen solchen Cousins und Cousinen als normal. Wünscht ein Jüngling seine »Kreuzcousines« zu heiraten, hat sie in diesem Falle keine andere Wahl, als ihn zu erhören. Innerhalb der nächsten Wochen erlebte ich weitere Überraschungen hinsichtlich Aloisios komplizierten Familienbeziehungen.

Der Wald, der von schweren Regenfällen heimgesuchten Ngaloa Gegend lag fast in Höhe des Meeresspiegels. Ich erwartete hier Pflanzen zu finden mehr verschieden von denen, die im Regenwald von Nandarivatu xxxxxxxx in Höhe von ungefähr tausend Metern wachsen oder denen in der trockenen Gegend der Sovi - Bucht. Jede Pflanze in Blüte oder in Frucht würde des Sammelns wert sein. Ich stellte darum Peter, Aloisios Parallelcousin an, uns bei Tage zu helfen. Er sah wie eine jüngere Ausgabe seines Vaters aus, war aber freundlich und tatkräftig; leider sprach er kein Englisch. Wir sammelten reiseige Mengen interessanter Arten. Unser Pflanzentrockner lief auf vollen Touren: der untere Teil enthielt die Batterien der brennenden Coleman-Laternen, der Oberbau die mit Riemen fest umwickelten Löschpapierblätter mit den trocknenden Pflanzen. Besonders bei Nacht war das nach allen Seiten hell scheinende Licht ein ungewöhnlicher Anblick. In

einer Gemeinde, die ~~ke~~ kein elektrisches Licht besass, verursachte der starke Lichtschein einen richtigen Aufruhr. Bestenfalls, vorausgesetzt, sie hatten das Geld um Kerosine zu kaufen, waren die Dörfler von ihren schwach leuchtenden Windlaternen abhängig. Sie wollten durchaus sehen, was der Stiefvater des beliebten Aloisio machte. Dies steigerte noch mehr ihr Aufregung. Das war der Mann, der von der Cheg Ho gekommen, dem fremdartigen Schiff, das vor mehreren Montaen an dem Riff vor ihrem Dorfe vor Anker gelegen hatte.

Aloisio erklärte alles den kleinen Trupps von Eingeborenen, die zu verschiedenen Zeiten kamen und um den Trockner herumtappten. Manche Fidschier kamen zögernnd an die offene Haustür, bis in meine Nähe, wo ich die Pflanzen zum Pressen herrichtete. Mitunter warf ich die wertlosen Pflanzenteile ein paar Schritte entfernt von mir in den Hof. Kleine Bengel wagten sich gelegentlich nahe an meinen Arbeitstisch, magisch angezogen durch die billigen, harten Bonbons, die ich bei David See To gekauft hatte. Keiner der Eingeborenen besass zu dieser Zeit den Mut wirklich das Haus eines papalangi zu betreten.

Einer der interessantesten und häufigsten Besucher, ein sehr intelligenter Fidschier von etwa zwanzig Jahren, sprach verhältnismässig gut Englisch und machte einen sehr regssamen Eindruck; er schien ein geborener Führer zu sein. Er hiess Esala Valelembulaⁿ, ein entfernter Vetter meines » Sohnes » und war, durch die Adoption ein entfernter Verwandter von mir. Einige Jahre hatte er für einen Tuchhändler als Laufjunge gearbeitet, später wurde er dann mit der Bedienung eines kleinen Leuchtturmes betraut, danach erhielt er die Aufseherstelle auf einer Kautschukplantage, deren Bäume vorwiegend krank, ja sogar in absterbendem Zustande waren. Die Pflanzung lag fast in Meereshöhe. Die Wurzeln der Bäume ertranken langsam, denn die gut angelegten Erdkanäle verfielen allmähhlich und konnten das Land nicht mehr säuberlich entwässern.

*Sala verkaufte uns ouran oder anguste, Fische und Gemüse und erzählte mir viel Interessantes über die einheimischen Pflanzen und die Inselsitten.

In der Mitte seiner Erzählungen fügte er immer ein »Sirz« ein, auch am Ende seiner Sätze, um seine grosse Ehrerbietung vor mir anzudeuten. Nach ein paar Tagen wurden mir diese Komplimente langweilig, so sagte ich meinen neuen Freund, seine Sprechweise wäre wohl sauberes Englisch, „aber das wäre nich vaka „amerikan“ oder Amerikanischer Redestil, ausserdem sei ich nicht daran gewöhnt. Ich »sirte« ihn dann jedesmal zum Spass, wenn er mich »sirte«, bis er schliesslich die fortwährenden Unterbrechungen unterliess.

Ein lebhafter Junge mit einem schrecklich eingeschrumpften Beine, das besonders auffällig wirkte, da die Eingeborenen klugerweise ein Mindestmass an Kleidung tragen, um sich den milden Klima anzupassen, war oft vor meiner Tür. Er hüpfte und kroch über den Sand des Strandes, wenn seine glücklicheren Spielgefährten den geworfenen Ball mit dem sie spielten ungeschickt vermissten und der Ball in seiner Nähe rollte. Selten erreichte er ihn für den ersehnten Wurf, jedoch zeigte er nie-mals seine Enttäuschung und fuhr fröhlich mit dem Spiel fort. Beendet-en die Kinder ihr Spiel, nahm er ein starkes Bambusstück in seine Hände wie einen Springerstab, wand seinen breiten, gut gebauten Ober-körper herum und hüpfte fort mit seinem verkrampten Bein.

Ein junger Mann mit einem interessanten Gesicht war häufig zu Gast in Peters Haus. Durch sein Hinken fiel er schon von weiten auf. Bei näherer Betrachtung stellte ich fest, dass seine rechte Körperseite nicht so gut entwickelt war wie seine linke. Ich war nun neugierig ob diese Gehbehinderung durch einen Unfall erfolgte, oder durch Kinder-lähmung. 'Sala, den ich danach fragte, erklärte mir, der junge Mann sei leichtsinnig über das Blatt einer gewissen Pflanze gegangen, - welche Art konnte ich nicht feststellen, - dies hätte die Schrumpfung seiner rechten Seite verursacht. Der feste Glaube 'Salas an diesem Aberglaub-en war unverrückbar.

'Sala erzählte mir auch von der Gefahr von ndraunikau, der Magik oder Zauberkraft der Blätter. Im Vertrauen äusserte er mir gegenüber die Überzeugung, dass seine vor ein paar Monaten verschiedene Mutter eines unnatürlichen Todes gestorben sei, das Ergebnis solch einer schädlichen Magie. Man brauchte nur eine Rastlocke, ein Nag-

ndlichen Machenschaft. Man brauchte nur eine Haarlocke, ein Nagelstückchen, ein Kleidungsstück, oder sonst einen engverbundenen Gegenstand des in Aussicht genommenen Opfers zu nehmen. Ungefähr vor achtzig Jahren erfuhr Cumming, dass eine Person, die einen Groll gegen den Nachbarn empfand, "murmelte gewisse Zauberworte bei dem Verstecken dieses Gegenstandes, meistens im Dachstroh des Hauses in der Überzeugung, dass das Opfer in Kürze an der Abzehrung eingehen würde. Sollte es jedoch vor dem vierten Tage in fließendem Wasser baden ist der Zauber gebrochen, genau so verhält es sich bei der Entdeckung des Zaubers. Natürlich werden Personen, die das Christentum angenommen haben mutmasslich den Glauben an diese Dinge verlieren; aber in Wahrheit stirbt solch ein Aberglauben ~~ab~~ nicht nur langsam aus. Da gibt es nun bestimmte magische Blätter, die in Bambus sorgfältig eingerollt in dem Garten des Betreffenden vergraben werden und somit seine Verzauberung sich machen. Bei dem Legen des Zaubers wurde in heidnischen Zeiten die Hilfe des Priesters in Anspruch genommen. Eine besonders beliebte Art war, eine Kokosnuss unter dem Tempelherd zu begraben, wo ein ständiges Feuer brannte; so wie die Kokosnuss vertrocknete und starb, würde die in Aussicht genommene Person erkranken und sterben."

Brewster stellt fest der matai ndraunikau, oder Zauberer, nahm gewöhnlich eine Blättersammlung und andere Dinge, die letzteren ziemlich schmutzig, mischte sie und tat sie in einen kleinen hohlen Bambus. Das Ganze wurde unter der Türschwelle des Hauses vergraben und zwar so, dass der Boden eine gewisse Unregelmässigkeit zeigte. Der Eigentümer wusste dann sofort was sich ereignet hatte. Beim Nachgraben fand er ~~dann~~ das Zauberwerk. Die Person, der der Anschlag zugedacht war, ging zu Bett, drehte den Kopf zur Wand und verschied, wahrscheinlich aus Furcht."

Nach 'Salas Darstellung wurde ein kleines Bruchstück aus dem Besitz der Person stammend, in das Segment eines Bambusrohrs getan. Die Spitze wurde gegen das Haus des Opfers gerichtet welches daraufhin erkrankte und oft starb. Er fügte hinzu, dass heutigenfalls an Stelle des Bambusrohrs die Eingeborenen eine kleine Flasche nehmen, die handlicher

bei der Ausführung des zaubers nraunikau ist. 'Sala behauptete diese Methode sei genau so gut. Thompson, die einige Zeit auf den Lau-Inseln verbrachte, schreibt dass der Zauberer das schmale Ende einer jungen leeren Kokosnusschale mit dem » Kot « seines Opfers füllt und mit der Spätze nach edem Hause zeigend vergräbt. Schlaganfall, Paralyse, innere Schwellungen, langwierige Qualen sollen das ~~Ende~~ Ergebnis solcher Beschwörung sein.

Wie Seemann berichtete, sind diese Zauberer nicht damit zufrieden Regen und Sonnenschein hervorzurufen. » Sie üben einen direkten, ja, verbrecherischen Einfluss über Leben und Tod aus, indem sie auf die aber gläubische Furcht der Eingeborenen einwirken, so dass ernsthafte Krankheiten entstehen, wenn nicht gar der Tod dadurch verursacht wird. Wünscht ein Fidschier den Untergang eines anderen Individuums durch andere Mittel wie offene Gewalt oder geheimes Gäßt, legt er den Fall in die Hände dieser Zauberer, wobei viel Sorgfalt darauf verwendet wird, diese Tat überall und weithin bekannt zu machen. Der Zauberer versucht nun irgendeinen Gegenstand aus dem persönlichen Besitz des Opfers zu erhalten. Diese Sachen werden dann mit gewissen Blättern verbrannt. Ist das Ansehen des Zauberers ausreichend mächtig, wird in neun von zehn Fällen die nervöse Furcht des Individuums, das bestraft werden soll, Krankeit, wenn nicht gar den Tod bringen; einen ähnlichen Vorgang wenden sie auch zur Entdeckung von Dieben an. »

Kapitel XIV

e Ergebnisse vor dem Tode.

→ Obwohl die Ankunft der Missionare in der Südsee ein etwas fragwürdiger Segen war, so räumten sie wenigstens mit der rohen Form der Eingeborenen - Euthanasie auf. Kranke, Schwache und Betagte lebten in Fidschi nicht lange. In einem Lande, wo man den Kannibalismus fröhnte, könnten wir vermuten, dass dieses Wegräumen zu kranker und alter

Personen durch den selbstsüchtigen und schrecklichen Gedanken angereizt wurde, die Körper zu verschmausen. Das ist nicht der Fall. Solche Individuen wurden niemals gefressen. Von Waterhouse erfahren wir, dass die unheilbar Kranken erwürgt, lebendig begraben oder in Höhlen niedergelegt wurden. Die in eine Höhle Verbrachten erhielten vielleicht für einige Tage Nahrung hingestellt. Blieb diese unberührt, nahmen die Freunde an, dass der Dulder tot sei und legten Trauergewänder an." Bisweilen stimmt das Opfer seiner eigenen Opferung zu und aus seinem Grabe klingt seine gedämpfte Stimme herauf mit der er ein letztes 'Lebt wohl, Lebt wohl' entbietet. Dieserweise Missionar bat einst seine fidschianischen Freunde, wenn er sich auf eine Reise begab, seinen Körper im Falle seines Todes nach Hause zu bringen anstatt ihn zu begraben. Diese Vorsichtsmassnahme sicherte ihn vor den eventuellen Gefahr lebendig begraben zu werden.

Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an ein Weiterleben in dem fidschianischen Himmel, Mbulu genannt, war so überzeugend, dass die Einwohner das Sterben nicht so tragisch nahmen, wie die sophistischen Durchschnittsweissen. Den Einwohnern erwartet nach seinem Tode keine leichte und faule Existenz im Mbulu. Sicherlich erwartete er einen Überfluss an Nahrungsmitteln, aber in erster Linie interessierten ihn seine früheren Tätigkeiten wie Fischen, Kanufahren, Seile, körperliche Übungen und eine Fülle anderer Arbeiten, die alle mit vermehrter Intensität und Freude ausgeführt würden. Weil die Fidschier glauben, dass der Mensch Mbulu ungefähr in dem physischen Zustand erreicht, in dem er sich bei seinem Tode befand, empfanden sie es als Freundlichkeit, ihren Eltern und Gefährten in das Jenseits zu verhelfen, ehe die physischen Kräfte geschwunden waren. Dr. Lambert, der in Fidschi praktizierte, bemerkte, dass viele seiner Patienten, die brandige Glieder hatten, es vorzogen an Blutvergiftung zu sterben, damit sie kein ewiges Leben im Mbulu ~~mit nur einem~~ nur mit einem Arm oder einem Bein verbringen brauchten. Durch die Furcht schwach oder verstümmelt zu sterben und die beständigen Stammeskriege bemerkten die weissen Forscher mit Überraschung, dass die Inselleute eine kraftvolle,

gesunde Menschenrasse seien, die meisten von ihnen in der Blüte ihrer Jugend!

Bischof Russell konstatierte im Jahre 1853, einige junge ~~Kinder~~ gesunde Fidschier starben auf eigenen Wunsch aus religiösen Motiven, ~~da~~ sie »sehnten sich danach, ihr Dasein mit einer besseren Existenz zu vertauschen.« Die grössere Anzahl der Opfer stellten natürlich die Alten und Kranken. Colvocoresses erklärt; erkrankte ein Familienmitglied gefährlich, schnitten sich andere Angehörige zuweilen ihren kleinen Finger ab, ein Opfer für die Götter, um sie für die Genesung gütig zu stimmen. »Ist die kranke Person mit einer schleichenden Krankheit behaftet, töten sie ihre Verwandten, dass sie ~~alle~~ allen weiteren Elend engehe.« Das Verhelfen und die Anstiftung zum Tode wurde von der Mehrheit des Volkes mit Feindlichkeit begründet. Seemann bemerkte, »Es ist wahrhaft rührend, wie die Eltern an ihren Kindern hängen, und die Kinder an ihren Eltern. Die Grösse des Opfers wird unter diesen Umständen offenbar, da die Kinder oft von ihren alten, gebrechlichen Eltern gebeten werden ihrem Leiden ein Ende zu bereiten und ihnen in das Jenseits zu verhelfen. Es ist eine böse Verleumdung des Eingeborenencharakters eine andere Auslegung anstelle dieses einfachen, aber missverstandenen Beweises kindlicher Liebe zu setzen. In einem Lande, wo Lebensmittel überreichlich vorhanden sind, Kleidung kaum erforderlich ist und das Eigentum in der Regel hauptsächlich Familieneigentum, statt Besitz des Familienoberhauptes, brauchen die Kinder auf 'die Schuhe des Toten' nicht warten um wohlhabend zu werden. Wir können es ihnen glauben, wenn sie erklären, dass sie nur mit wehen Herzen dem wiederholten Drängen ihrer Eltern nachgeben, um das zu begehen, was wir rechtlich als Verbrechen bezeichnen. Die beiden alten Männer mit denen wir in Namosi zusammentrafen, waren lebende Beweise, dass nicht immer in den wilden Gegenden die Kinder ihre Hand gegen ihre Eltern erheben..... Obwohl sie Kannibalen sind, haben sie viele gute Eigenschaften; und eines der grössten Verbrechen, das ihnen zur Last gelegt wird, kann

man einfach als falsch verstandener Beweis einer tiefen natürlichen Liebe erklären."

Die Männer und Frauen, die für fertig erachtet sind in dem Mbulu einzugehen, werden nach Waterhouse "teilweise ersticken, bevor man sie lebend begräbt." Gewöhnlich, jedoch, wurde das vorhergehende Ersticken unterlassen. Erskine, der Fidschi in Jahre 1849 mit der "H.M.S. Havan-nah" besuchte, war Augenzeuge eines dieser Begräbnisriten bei einem einfachen Mann auf Viti Levu. Er erzählt: "Ich ging in verschiedene Tempel und zuletzt in ein 'bure theravou'' (^{viele} bure), wo ich einen grossen, etwa zwanzigjährigen jungen Mann sah. Er erschien irgendwie krank, aber garnicht abgezehrt. Er rollte seine Matte zusammen da er geschlafen hatte und bereitete sich anscheinend vor irgendwo hinzugehen. Ich sprach ihn an und fragte ihn wohin. Er antwortete sofort, er ginge zu seiner Beerdigung. Ich entgegnete, dass er wäre doch noch nicht tot, aber er meinte er würde bald tot sein, wenn er erst unter der Erde liege. Ich fragte zurück, warum er denn zu seiner Beerdigung ginge. Er sagte, er hätte seit drei Tagen nichts gegessen und magere infolgedessen sehr ab; wenn er noch länger lebe, wäre er ein Gespött der Frauen, die ihn dann 'lila' (Skelett) nennen und ihn verlachen würden. Ich nannte ihn einen Narren, der sich aus Furcht verlacht zu werden, selbst wegwarf und fragte ihn, was sein, oder wer denn sein privater Gott sei, denn ich wusste, dass es keinen Zweck hatte, mit ihm über Gott zu sprechen, eine Angelegenheit, von der er nie gehört hatte. Er sagte, sein Gott wäre ein Haifisch, und wenn er aus seinem Kanu fiele und schwimmen müsse, würde ihn kein Haifisch ~~beissen~~ beissen. Ich fragte ihn, ob sein Gott, der Haifisch, irgend eine Macht über ihn aus üben könnte. Er antwortete ja. ^{Aber} sagte ich, warum lebst Du nicht ein wenig länger und vertraust Deinem Gott dir wieder Appetit zu verleihen? Als er fand, dass er mit keine zufriedenstellende Antwort geben konnte und entschlossen war begraben zu werden, um dem Gespött der Frauen zu entgehen, was für einen Fidschihier unerträglich ist, sagte er mir, er wisse darüber nichts und dass ich ihn nicht mit einem weissen Mann vergleichen dürfe, der für Scham unempfindlich sei; der sich nicht

darum kümmere, ob er verlacht werde oder nicht. Ich nannte ihn abermals einen Narren und sagte, das Beste was er tun könne, wäre zu seinem Begräbnis zu gehn und so aus dem Weg sein. Ich wusste die meisten von ihnen arbeiten gegen die Regeln; aber es war zwecklos. Dann versammelte sich seine Verwandschaft an der Tür. Sein Vater trug eine Art hölzernen Spaten, um das Grab damit zu graben, seine Mutter trug ein neues Gewand aus tapa, seine Schwester etwas rote Schminke und einen Walfischzahn zur Einführung bei seinem grossen Gott Rage-Rage. Er erhob sich, nahm sein Bett, und schritt nicht zum Leben, sondern zum Tode. Sein Vater, Mutter, und Schwester folgten ihm mit verschiedenen entfernteren Verwandten, die ich begleitete. Ich bemerkte, dass sie ihm zu folgen schienen, wie man etwa in Europa einem Leichenbegängnis folgt (^dWas heisst, so weit es die Verwandtschaft und Bekanntschaft anbelangt), aber anstatt zu klagen, waren sie, wenn nicht gar erfreut, tätig und schwatzten in einer sehr unbeteiligten Art. Schliesslich erreichten wir den Platz, wo schon verschiedene Gräber zu sehen waren und bald eine Stelle von dem 'Toten' Ausgesucht. Der Vater begann das Grab zu graben, während die Mutter dem Sohn bei dem Anlegen eines neuen tapa half. Seine Schwester beschmierte ihn mit Schminke und Lampenruss, um ihn anständig in die unsichtbare Welt zu schicken. Er, das Opfer, gab Botschaften seiner Schwester für Leute die nicht da waren. Sein Vater verkündete ihm und den Ubrigen, dass das Grab vollendet sei, und fragte ihn in mürrischen Tone, ob er noch nicht fertig sei. Die Mutter gab ihm noch einmal einen Nasenkuss, die Schwester gleichfalls. Er sagte, 'bevor ich sterbe, möchte ich noch einen Trunk Wasser haben.' Sein Vater machte eine unfreundliche Bemerkung, und sagte, ehe er das Wasser in einem gefalteten Blatt brachte: 'Du hast uns während Deines Lebens viel Mühe bereitet, undes scheint, als ob Du bei Deinem Tode uns ebenso viel Verdruss machst.' Der Vater kehrte mit dem gewünschten Wasser zurück, sein Sohn trank es aus, sah dann zu einem Baum hoch, der mit starken Ranken bedeckt war und meinte, er ziehe es vor mit einer Ranke erwürgt zu werden, als im Grabe zu ersticken. Sein Vater wurde ausserordentlich böse, breitete auf dem Grunde des Grabes die Matte aus und

sagte zu seinem Sohn: 'Stirb wie ein Mann (faka tamata)./*' Der stieg in das Grab, das nicht mehr als ^hviel Fuss tief war, legte sich auf seinen Rücken mit dem Walfischzahn in seinen Händen die er gefaltet über seinen Leib hielt. Die freien Seiten seiner Matte wurden über ihm zusammengeschlagen, damit nicht die Erde auf seinen Körper fallen sollte. Dann wurde so schnell wie möglich ein Fuss Erde auf ihn geschaufelt. Sein Vater stampfte sie fest und rief mit lauter Stimme /satiko/ 'Du bleibst dort, Du bleibst dort (Sa tiko, sa tiko);' Das bedeutet: 'Adieu, Adieu.' Sein Sohn antwortete mit laut hörbarem Grunzen, dann wurden weitere zwei Fuss Erde mehr auf ihn geschaufelt und wider von dem liebenden Vater festgestampft, wider sa tiko gerufen, das mit einem anderen Grunzen beantwortet wurde, aber schon viel schwächer klang. Das Grab war bald vollkommen aufgefüllt, als ich aus Neugierde selbst rief 'satiko', aber es kam keine Antwort mehr, obwohl ich dachte oder wirklich sah, wie die Erde auf dem Grabe ein wenig aufplatzte. Vater und Mutter stellten sich Rücken an Rücken auf die Mitte des Grabes und liessen irgend eine Sorte Blätter aus ihren Händen auf das Grab fallen. Dann gingen sie in entgegengesetzter Richtung zu einem ^{an}nahegelegenen Fluss fort, wo sie und die Ubrigen sich waschen und mich veranlassten mich auch zu waschen. Wir kehrten dann zum Dorf zurück, wo ein Fest vorbereitet war. Bei Dunkelheit beendete man das Fest, und Tanz und Lärm begann, wie jedesmal bei einen natürlichen oder gewaltsamen Tode ausgeführt. Besonders bei einem unnatürlichen Tode geben sich nun alle Stände einem Übermass von Abscheulichkeiten und Lärm, der durch lange Bambusstangen, Trompetenmuscheln, etc. ausgeführt wird, zur Steigerung des schon vorhandenen Getöses. Dies ist eine Erfordernis um den Geist fortzutreiben und ihn von dem Verlangen abzuschrecken an seinem alten Wohnorte zu verweilen oder gar herumzuschweben.*

Erst das Begräbnis, dann der Tod, das ist die unnatürliche Reihenfolge dieser Ereignisse. Der Fall des hohen Häuptlings Tui Thakau ist eine Abweichung derselben furchtbaren Scene. Eines Tages besuchte der Missionar Williams den wohl altersschwachen, aber noch weit vom Tode entfernten, Tui Thakau. Am folgenden Morgen war Williams überrascht,

als ihm ein Fidschier mit tiefer Stimme mitteilte so als ob er nicht überhört werden wollte, dass Tui Thakau gestorben und die Vorbereitung zu seinem Begräbnis bereits im Gange seien. Da die Witwen des Verstorbenen gewöhnlich erdrosselt werden, damit sie sich mit ihrem Mann im Mbulu wieder vereinigen können, ging Williams mit dieser Nachricht zu seinem Kollegen Hazelwood. Die beiden Missionare eilten zu der Häuptlingsresidenz, in der Absicht, wenigstens das Leben einiger Witwen Tui Thakaus zu retten. Bei der Überschreiten der Türschwelle mussten sie über die noch warme Leiche der zuerst erwürgten Frau steigen. Zwei Männer gemeinsam waren damit beschäftigt, in dem sie die gegengesetzten Enden eines Tapaseiles mit den Händen zogen, die zweite zu töten, die schon in Agonie lag.“ Tui Kila-Kila, der Erbe der Häuptlingswürde „, so berichtet Erskine, „sass in kurzer Entfernung mit finsterer, düsterer Entschlossenheit in seiner Haltung. Zum Erstaunen der Missionare lag, in einer etwas entfernteren Ecke, Tui Thakau selbst, augenscheinlich in keiner schwächeren Verfassung als am Vortage. Der Hinweis auf die Abscheulichkeit solches Vorgehens zu Lebzeiten des Häuptlings begegnete der unfreundlichen Antwort von seiten Tui Kila-Kila, dass „sein Vater bereits tot sei; sein Geist hätte ihn schon gestern verlassen: er wäre daher kein lebendiger Mensch mehr, sondern ein Leichnam, den man nun zu Grabe tragen würde. „Wir sahen ein, dass keine Klage zu Gunsten des alten Mannes entschieden werden würde; sein beständiges Schweigen wies daraufhin, dass er sich mit seinem Schicksal abgefunden hatte. Die Missionare wandten ihre Aufmerksamkeit den überlebenden Frauen zu, deren Leben sie mit Erfolg retteten. Die beiden Geopferten wurden als ausreichend für diesen Fall erachtet. Die Hauptfrau, eine Frau von höherem Rang als irgend eine andere anwesende Person, konnte dem ~~al~~ allgemeinen Schicksal dadurch entrinnen weil die fidschianische Sitte erfordert, dass die Strangulierungszeremonie nur von Personen des gleichen Ranges ausgeführt werden darf. Die Körper wurden in eine Sänfte gelegt, der alte Häuptling in eine andere, die Leichenprocesse begann. Seine Hauptfrau sowie sein Sohn fächelten sein Gesicht, währ-

end sie ihn zu seinem lebendigen Grabe geleiteten.“

„So brach die feierliche Begräbnisprozession nach Weilangi auf,“ fährt Fraulein Cumming fort, „wo die Häuptlinge von Somo Somo begraben werden; das Grab wurde mit Matten ausgelegt, die beiden toten Frauen hinein getan als Polster für das Königsgrab; dann wurde er da hinauf gelegt (nachdem ~~die~~ ihm seine Halsketten und Muschelverzierungen abgestreift hatten). Kleider und Matten wurden auf ihn gehäuft. Man konnte den armen alten Mann deutlich keuchen hören als die Erde über sein Grab gehäuft wurde. So starb der wilde Häuptling Tui Thakau. Eine Zeit der Begräbniszeremonie folgte nun; die Männer schoren ihre Köpfe, die Frauen versengten ihre Körper und schnitten sich ihre Finger ab. Sechzig von diesen Fingern wurden in hohle Rohrstücke getan und unten entlang des Dachs des königlichen Hauses gesteckt, ein wohlgefälliges und duftendes Zeugnis der Sympathie.“

Es war eine ganz allgemeine Sitte, bei dem Tode eines nahen Verwandten oder, nach William Diapea, bei einem anderen Unheil ein oder mehrere Glieder des kleinen Fingers, vornehmlich der linken Hand, abzuschneiden, als äusseres Zeichen besonderer Trauer. Dies dürfte eine gemildernte Form des Menschenopfers gewesen sein. Nach Thompson, die die Einheimischen der Lauinseln studiert hat, wurde die Verstümmelung mit einer Krummaxt ausgeführt. Cumming, die 1876 in Viti Levu war, bemerkte dass „Nur selten trifft man eine Frau mittleren Alters die nicht einen oder beide kleinen Finger verloren hat. Die Operation wird mit einer scharfen Muschel ausgeführt, mit der die Trauernde das erste Glied des Fingers durchsägt, bis sie es abschneidet. Bei der nächsten Trauer^agelegenheit opfert sie das zweite Glied. Der klein~~e~~Finger der anderen Hand liefert einen dritten und vierten Beweis von Leid. Das fidschianische Äquivalent statt des Tragens von Trauermänteln ist das Reiben der armen verstümmelten Stümpfe an rauen Steinen bis sie bluten.“ Lockerby schreibt über das was er 1809 sah, „man sieht kaum einen Mann oder eine Frau, wo nicht ein oder beide kleine Finger abgeschnitten sind, manche haben sogar die Zehen ihrer Füsse in der gleichen Weise amputiert. Dies

ist auf Veranlassung des Todes eines Häuptlings oder naher Verwandten geschehen."

Obwohl das Begräbnis mit dem darauffolgenden Tode Tui Thakaus ungewöhnlich war, war das Strangulieren seiner Witwen nicht. Die bestehende Sitte bei dem Tode aller Häuptlinge, sowie bei gewöhnlichen Leuten, verläuft dass die Verwandten oder Freunde mindestens einige ihrer Witwen strangulierten. Man nahm an, dass Junggesellen nach dem ~~Tode~~ besonders schwer zu leiden hätten; so ist die Strangulation einer Ehefrau, die dann mit dem Leichnam ihres Mannes zusammen beerdigt wird, der konkrete Beweis vom früheren zufriedenstellenden Ehestand des Mannes. Selbstsüchtige Motive, die zu Witwenermordungen führten, waren selten. Dies alles entsprang nicht herzloser Grausamkeit, sondern missverstandener Liebe. Die Witwen wünschten in den meisten Fällen selbst ihren Gatten nach Mbulu, in den Tod zu folgen. Starb jedoch eine Frau, genügte es für den Mann ihr seinen Backenbart mit in das Grab zu geben.

Dem Missionar Williams gelang es einmal eine Witwe von der Strangulation und der Beerdigung mit dem Leichnam ihres Mannes zu befreien. Nicht ahnend, dass ihrerseits das Verlangen bestehen könnte, ihrem Mann in das Grab zu folgen, wurden keine Schritte zu ihrer Überwachung unternommen. Unfähig über ihren Kummer hinwegzukommen, oder in dem Gefühl einer Schuld ihre Pflicht nicht in dem Gedanken an ihren toten Mann zu tun, kehrte sie zu ihrem Volk zurück. Dort bestand sie auf ihrer Strangulierung und Beerdigung. In einem Falle, wo eine Frau ihren Mann bei einem Angriff auf Rewa verlor, gab der König den Befehl, die Frau leben zu lassen, damit sie für ihr unmündiges Kind sorgen könnte. Mit dieser Anweisung war die Frau nicht einverstanden; sie bestand darauf, getötet zu werden, so dass sie mit dem geliebten Gatten im Tode vereint sei.

Selbst wenn die Witwe bei dem Tode ihres Mannes nicht übermäßige Trauer empfand, würde sie sogar durch ihre Erziehung wünschen, nicht weiter zu leben. Sie war belehrt worden, dass sie sich eventuell mit ihrem ERSTEN Gatten wieder in Mbulu vereinen müsse. Sollte sie weiter leben und wieder heiraten, würde sie bei ihrem Tode verpflichtet sein,

ihren zweiten Gatten zu Gunsten des ersteren zu verlassen. In diesem himmlischen »Enoch Arden« Falle hätte sie eine harte Behandlung zu erwarten, weil sie so wenig Zuneigung zu ihm zeigte so lange auf der Erde zu verweilen, nicht nur ohne ihn, sondern auch noch mit einem zweiten Manne. Nach Waterhouse »Die Witwe, die nicht mit ihrem Gatten stranguliert wird, heiratet wieder oder kehrt nach Hause zurück. Aber sie ist mehr oder weniger der Gegenstand von Beleidigungen, Schmähungen und Elend; so keusch sie auch sein mag, sie gilt als zügeloser Charakter.«

Eifersucht des sterbenden Gatten, dass seine Frauen irgend einem Rivalen verfallen, hat die Männer bestimmt, wie vielleicht Tanoa, ein festes Versprechen zu erwirken ihm in den Tod zu folgen. Colvocoresses denkt am Schluss der folgenden interessanten Begebenheit, die nachdrückliche Betonung läge mehr auf des Mannes himmlisches Wohlergehen^s als auf dem Glück der Frau. Er stellt fest: »Wir erfahren, dass bei den Fidschi-Insulanern die Häuptlinge zwanzig bis hundert Frauen besitzen, je nach ihrem Rang. Bei der Beerdigung eines Oberhäuptlings wird der Leichnam in formeller Weise ~~der/Beerdigung/sind/Opferkün~~ auf einem grossen Rasen niedergelegt in Gegenwart eines ungeheuren Gruppe von Zuschauern. Nachdem das Beste getan war, um ihre Person auszuschmücken, tritt die Hauptfrau hervor und nimmt ihren Sitz neben dem toten Gatten ein. Nun wird ein Strick um ihren Hals gebunden, acht oder zehn kräftige Männer ziehen mit ihrer ganzen Kraft an, bis sie erwürgt ist und stirbt. Ihr Körper wird neben den des Häuptlings gelegt. Ist dies vollbracht, kommt die zweite Frau hheran und setzt sich auf denselben Platz. Der Vorgang wiederholt sich; auch sie stirbt. Eine dritte und vierte werden freiwillige Opfer desselben Vorganges, und alle kommen in ein gemeinsames Grab - eine über, eine unter, und je eine zu Seiten des Ehemannes. Die dafür angegebenen Gründe sind, dass der Geist des Häuptlings bei der Reise in die unsichtbare Welt nicht einsam sei. Durch diese Darbietung wird sein Glück sofort gesichert.«

Überlebende Verwandte mögen den Tod der Häuptlingsfrauen begünstigt haben, damit der Reichtum ihren Stamm verbleibe und nicht durch eine

zweite Heirat verstreut werden. Darüberhinaus, hatte die ~~Zinne~~ Frau Söhne und wollte sich nicht strangulieren lassen, verloren ihre Kinder ihre wertvollen vasu - Rechte, wie unten erklärt wird. Wie ein früherer Reisender darstellt: "Verfehlte eine Mutter es sich strangulieren zu lassen, erhoben sich in den Gemütern des Volkes Zweifel an ihrer Treue. Ging es irgendeines ihrer Kinder zu dem Ort, woher sie stammte und beansprucht Eigentum als sein Recht, würden die Besitzer sofort die Gelegenheit ergreifen, den vasu vorzuwerfen, weil die Mutter eine unkeusche Frau sei. Sie verweigerten die Herausgabe von Eigentum, weil die Untreue der Mutter dem Kind alle vasu - Rechte genommen hätte. Es wäre ein unleugbarer Beweis, dass die Mutter für einen anderen Mann Liebe empfände anstatt für den Vater, weil sie nicht mit ihm beerdigt worden sei." Als sein Bruder starb und alle dreissig Witwen den Wunsch aussprachen stranguliert zu werden, erlaubte der schlaue Tui Kila - Kila die Hinrichtung der Frauen, die Kinder geboren hatten, damit jedes Kind ihn durch die vasu - Rechte bereichern würde. Andererseits verbot er die Tötung der kinderlosen Frauen, weil er wusste, dass sie für ihn sehr gute Ehefrauen abgeben und zu seiner Bedeutung viel beitragen würden. Die Wichtigkeit eines Hauptlings wird nämlich gewissermassen nach der Anzahl seiner Frauen geschätzt. Früher war es nach Thompsons Forschungen, auf Lau nicht selten für einen Mann, die Witwe seines Bruders zu heiraten.

Feststehende Sitte schien in einigen Fällen offensichtlich hinreichender Grund, dass sich Witwen der Strangulierung unterzogen. Im folgenden Bericht Galverts bemerken wir weder sentimentales Gefühl für den Töten noch irgend einen Beweis für den Glauben an Mbulu. Wenn irgend ein übernatürlicher Gedanke in dieser Zeit vorherrschte, so war es der ein wenig logischere Glaube an des weissen Mannes Himmel. →

→ Drinnen im Hause wurde das Todeswerk begonnen. Eine Frau war bereits erwürgt worden; eine zweite kniete mit bedecktem Haupte, während

mehrere Männer an ihrer Seite einen Strick fest anzogen, der sich um ihren Hals wand. Der Missionar stand auf der Türschwelle und musste gebrochenen Herzens ohnmächtig diesem grauenvollen Schauspiel zu-sehen. Bald fiel die Frau tot um. Watsford kannte die Frau. Sie hatte sich zum Christentum bekannt und schrak vor dem Tode zurück; sie bat beten zu dürfen. Aber als der verhängnisvolle Moment kam, erhob sie sich, ging an des alten Königs Leichnam verbei, bespie ihn und rief: "Ach, Du alter Schurke! Ich komme Dir direkt zur Hölle nach!" Als die Dritte aufgerufen wurde fiel Thakombaus Blick auf den Missionar. Vor Furcht zitternd sah er ihn ^{Heim} in Seelenangst an und fragte: "Was sagen Sie dazu?" Watsford. Der Missionar antwortete mit grosser Anstrengung: "Aufhören, Sir! Es ist genug. Zwei sind tot, aufhören; ~~xxx~~ Ich liebe sie!" Der Häuptling erwiderte "wir lieben sie auch. Es sind nicht viele, - nur fünf. Aber für Euch Missionare wären noch viel mehr erwürgt worden." Gerade näherte sich das dritte Opfer; sie hatte sich angeboten, anstelle ihrer Schwester zu sterben, die einen Sohn besass. Sie sass schon ungeduldig auf ihrem Sitz; als sie ihren Namen ^{hörte} sprang sie sofort auf. Sie war eine schöne Frau von hohem Range und trug einen neuen liku. Stolz auf das Volk blickend ~~xxx~~ schritt sie zu ihrem Todesplatz; sie bot Watsford die Hand, der vor Entsetzen zurückschauderte. Beim Niederknien bemerkte sie, dass man einen alten Strick benutzen wolte; hochmütig verweigerte sie die Strangulation, ausgenommen mit einem neuen Strick. Die ganze Versammlung blickte die Frau entzückt an, klatschten sanft mit den Händen und drückte mit leisen Ausrufen ihre Bewunderung für/soviel Schönheit und Stolz aus. Sie entbot dann ihren Verwandten Lebewohl, kniete nieder, eine ihrer Freundinnen mit den Armen umschlingend. Der Strick wurde zurecht gelegt und eine grosse Decke über sie geworfen. Während die Männer den Strick anzogen, presste eine Dame von Rang den Kopf der armen Kreatur herunter, die ohnedⁱ einen Laut oder Kampf starb. Noch zwei folgten. Während der ganzen schrecklichen Szene konnte ^{MAN} kein Geräusch oder Aufregung bemerken; eine heitere Gelassenheit schien

jeden einzelnen zu erfüllen ausser dem sehr erregten Thakombau, dem es anscheinend grosse Anstrengungen bereitete, seine Mörderrolle vor dem Diener Gottes zu spielen. Er befahl, dass eines der Opfer leben bleiben sollte, aber es weigerte sich; ihr eigener Sohn half dem König und den übrigen, sie zu erwürgen.» Diese Weigerung geschah nach Cumming die 1876 Mbau besuchte und dort mit den Eingeborenen sprach, nicht »weil sie ihren grausamen Herrn liebte, sondern einfach weil es die fidschi Sitte es erforderte..»

Die Witwe konnte dem masi Strick des Henkers aus mannigfaltigen Gründen entkommen. Von Waterhouse erfahren wir, dass wenn die teilweise erwürgte Witwe wieder zu sich kommt und den Wunsch ausspräche weiterzuleben, könnte sie erzählen, dass Gott befehlen hatte: »Geh heim, Deine Zeit für Deinen Tod ist noch nicht gekommen.» Nicht der Wunsch des Weibes wurde berücksichtigt, sondern der Befehl Gottes, dass der Tod für sie Tabu sei.

Bekam die Witwe ein Kind oder nährte ein Baby wurde sie ehrenhalber entschuldigt. Sie dürfte zu ihres Vaters Haus heimkehren und dort bis zu ihrem natürlichen Tode bleiben.

Fand sich ein Ersatz der den Leichnam in den Tode begleitete, konnte die Frau am Leben bleiben. Zum Beispiel konnte ein kleines Mädchen einem reifen Manne während eines grossen Festes angetraut werden ebenso einem ihres Alters. Bei Erreichung ihres sechzehnten Lebensjahres erfolgte dann der Eintritt in den Ehestand. In der Zwischenzeit wurde sie als seine Ehefrau angesehen. Sollte der betagte Bräutigam sterben, verlangte es die Pflicht von dem unglücklichen jungen Mädchen sich erwürgen zu lassen, wenn nicht eine ältere Frau oder andere weibliche Verwandte ihren Platz einnahm. Als Navindi, der Häuptling der Fischerleute von Mbau im Kriege gegen Verata fiel, erlitt die Mutter der Hauptfrau des Häuptlings anstelle ihrer Tochter den Tod.

Bei sehr seltenen Gelegenheiten ersparte direkte Fürbitte für die Witwe die Beerdigung mit ihrem toten Gatten. Siddons, der vor 1815 auf der Suche nach Sandelholz in Fidschi weilte, versuchte der Schwieger-

mutter seines kürzlich verstorbenen Freundes zu helfen, die Hauptfrau von der Strangulierung zu erretten: »Die alte Mutter nahm mich mit zu Ihrem Hause. Dort hatten wir eine lange Unterhaltung wegen des Sandelholzes, das ich von ihrem Sohn zuvor eingehandelt hatte; sie weinte viel während unserer Unterhaltung und sprach angsterfüllt von der Hauptfrau Riceammongs..... Ach, wenn nicht einige ihrer Freunde sie befreien, muss sie meinem Sohne in das Grab folgen. Ich weiss, dass sie keine Freunde in der Welt besitzt, fügte sie hinzu, wobei sie mich umarmte, aber Du: Willst Du sie retten? Ich wollte mein äusserstes tun, um sie zu retten. Eile, sagte sie hastig; warte keinen Moment, es gibt noch eine Chance ihr Leben zu retten. Ich wusste nicht, was notwendig war um den Zweck zu erfüllen und befragte die Mutter. Sie fügte schnell hinzu: Bringe zu dem Begräbnisplatz ein wertvolles Geschenk, halte es mit Deinen Händen hoch und spreche knieend diese Worte: 'Ich bitte um das Leben dieser Frau'; und ihr Leben kann geschont werden. Aber, fuhr die alte Frau schnell fort, Rettet Du sie, wirst Du ein Anrecht auf sie haben. Ich wünsche nicht, dass eine andere Person die Witwe meines Sohnes besitzt. Ich antwortete, dass ich nur ihr Leben zu retten wünsche; sie umfing mich weinend, und ich ging fort.« Unglücklicherweise hatte Siddons keinen Erfolg mit seinem Rettungsversuch.

Anlässlich des Themas der Frau, die ihrem Gatten pflichtschuldigst in den Tod folgen muss, möchte ich hinzufügen, dass die Moral des Fidschiens, so weit sie von dem Einfluss des Weissen nicht verderben ist, ausnehmend hoch ist. Ehebruch war in den früheren Tagen fast unbekannt; wenn es wirklich vorkam, stellt Lockerby fest, wurde diese Verbrechen mit dem Tode der beiden Sünder bestraft. Diapea, der mit seiner Häuptlingsfrau fortließ, erlitt beinahe dieses Schicksal: »Sie packten uns plötzlich, entwaffneten mich meiner Muskete, nahmen meine Patronentasche, die Degenscheide, das Koppel und den Dolch fort, zogen uns ganz nackt aus. Einige von ihnen gingen in den Dschungel und holten eine Anzahl grosser, grüner Ranken - so stark wie der kleine Finger - während die anderen zur Bewachung bei uns blieben. Mit diesen Ranken - ich erinnere

micht ganz genau obgleich es schon fünfundvierzig Jahre her ist - die nicht biegsam, sondern beinah steif wie Stöcke wegen ihrer Grösse waren, zingen sie nun daran uns Rücken an Rücken, unsere Köpfe umgekehrt - der eine oben, der andere unten - unsere Arme an den Seiten, uns unzählige Male mit diesen steifen Ranken zu umwinden. Diese Teufel stemmten ihre enormen, schwarzen Füsse gegen unsere Körper, um die Windungen festanzuziehen, als ob sie Holzklötze ohne Gefühl waren. (Aber was nützt es sie zu vergleichen, da es eine wohlbekannte Tatsache ist, dass diese Ungeheuer alle diese unerhörten Grausamkeiten zum Zwecke der Folterung tun. Dies sind die Gentlemen, die manche Missionare als Heilige preisen. Bis auf den heutigen Tag sind sie so schlegt ^{h i} wie je zuvor; taucht nur eine Gelegenheit auf, so zeigen sie ihre höllischen Neigungen! Ihr könnt nicht einen Neger weiss waschen!) Die Rangen quetschten sich mehr als einen halben Zoll tief in das Fleisch unserer nackten Körper ein, ohne unsere Haut zu verletzen oder uns zum bluten zu bringen, aber die gesamte Blutzirkulation hörte in unseren Körpern auf. Sodann hingen sie uns senkrecht an einem Baumast auf - der Kopf der Frau war aufwärts gerichtet, der meine abwärts - und machten sich aus dem Staube."

Am 25. April bestiegen Alcisia, Peter und ich, den benachbarten Ngamo Berg. Obwohl der Aufstieg nicht lange dauerte und nicht schwer war, wurden wir mit einer ungewöhnlich interessanten Ausbeute an Pflanzen belohnt, und noch ausserdem mit einer schönen Aussicht. Vor uns lagen die Salzsümpfe, dicht mit grossen steif aufrechtstehenden Sago-palmen (Metroxylon vitiensis) bestanden, den Fidschiern als niu soria, sonso, oder songa bekannt. Ein verwandter pacifischer Inseldialekt gab dieser Palmengattung den englischen Namen »sago.« Seemann fällte einige der Grössten, als er diese Bäume zuerst an den Ufern des Navua Flusses auf Viti Levu im Jahre 1860 sah. Er fand ihr Mass bis zu 12 - 15 meter hoch, ~~der~~ Stamm an seinem dicksten Teil bis über ein Meter stark und seiner ganzen Länge nach dicht mit Luftwurzeln bedeckt von 15 - 30 cm. Anstatt nach unten zu wachsen wie bei den Baumfarne, wuchsen dies

diese Wurzeln nach oben um besser Sauerstoffreiche Luft zu bekommen als im periodisch überschwemmten Sumpf. Die Krone des songa besteht aus etwa zwanzig Blätter, jedes fast fünf Meter lang, die unteren braun und abgestorben. Die Blattstiele sind mit langen, spitzen Dornen besetzt, und mit 1 bis 1½ m langen Blättchen, die zierlich an ihrem Spitzen herabhängen. Zur Reife bringt die Sagopalme einen endständigen, fast vier Meter hohen Blütenstand hervor, unterteilt in zwanzig oder mehr Zweige, jeder etwa drei Meter lang. Diese sind wiederum in ungefähr vierzehn Zweiglein unterteilt, jedes ein wenig mehr als 30 cm lang. Dieser komplizierte Blütenstand trägt tausende von kleinen Blüten. Um diese zu Früchten auszureifen, zieht die Palme aus dem Mark ihres Nahrung, die sie während ihrer ganzen Lebenszeit in ihrem Stämme aufgespeichert hat. Mit dem zunehmenden Wachstum der Frucht, erschöpft sich die ganze Kraft der Palme; sie erkrankt und stirbt ab. Die Fruchttraube solcher Bäume bringt dem Aussehen nach tausende von Hängenden Tennisbällen hervor, jeder einzelne eine Frucht. Ich untersuchte einige der Früchte, die von den höchsten Zweigen der Spitze gefallen waren und fand sie unglaublich hart, gelblich braun, bedeckt mit wunderschönen, glänzenden, schuppenartigen Zeichnungen. Sie riefen in mir die Vorstellung eines Mitteldinges zwischen einem fest geschlossenen Kieferzapfen und dem ~~Schild~~ Schild eines Gürteltieres hervor.

Seemann war überrascht, als er die Unkenntnis der Fidschier feststellte, die nicht verstanden, den riesigen Beitrag zu ihrer Nahrung auszuwerten, der ihnen durch die Sago - Palmen-Haine zur Verfügung stand. Beim Fällen eines Baumes widersteht nur die äussere Schicht den Axthieben. Ist dieser harte holzige Ring weggehauen, schneidet sich das verbleibende milchig - weisse Mark wie ~~wie~~ hart gebackenes Brot. Dieses enthält die aufgespeicherte Stärke, die dazu bestimmt ist, Früchte und Samen hervorzubringen. Wird der Baum geschlagen, wenn die ersten Blüten erscheinen, pflegt das Mark den Höchstgehalt an Stärke aufzuweisen. Jede Verzögerung bei der Gewinnung lässt die Palme mehr und mehr Stärke in Zucker umwandeln, ~~die~~ sie zur Ernährung der nächsten Generation.

nächsten Generation in flüssiger Form zum Gipfel schickt. Nach der Fruchtreife ist der Palmstamm nichts mehr als eine wertlose hölzerne Muschel.

Gerade unter dem Gipfel des Ngamo - Berges wuchsen einige Palmen auf dem grasigen, unkrautübersäten Boden. Ihr prächtiges Aussehen liess mich zuerst denken, sie seien Ausreisser aus einer Pflanzung. Ihre Stämme hatten eine Höhe von 7 - 14 m. Die Pflanzen ähnelten überflächlich den wohlbe- kanten, auf Cuba einheimischen Königspalmen, die jetzt in den meisten tropischen Gegenden angebaut werden. Diese Fidschi - Palmen nannte Aloisio niusawa (Veitchia joannis). Wir sammelten vom Boden eine grosse Anzahl roter, reifer Früchte auf. Die Frucht hatte eine dünne gelbliche Fleischschicht an der Oberfläche. Einen Teil der Samen schickte ich per Eilpost zur Anzucht nach dem Botanischen Garten in Honolulu. Glücklicherweise war eine niusawa gegen einen vorspringenden Felsen gestürzt, so konnten wir reichliches Material an Blättern und Blüten von diesem sterbenden Baum abnehmen. Da er sowieso zum Steben verdammt war, schnitt Aloisio die gipfelständige Knospe, Kohl genannt, ab; den Palmkohl assen wir gleich an Ort und Stelle als improvisierten, sehr delikaten Salat. Die Fidschier essen auch die jungen Blätter. Die reifen benutzen sie als dauerhaftes Dachstroh. Aus dem Stamm fertigten die Fidschier in früheren Zeiten Bogen und Pfeile, die nach Mitteilung meines "Adoptivsohnes" dazu benutzt wurden, "um Menschen und Fische zu töten."

Im Walde sammelten wir eine schlanke Liane, eng verwandt mit Pandanus, die dicht angepresst an den höheren Bäumen emporkroch. Die Enden der langen Stengel waren nur 5 - 10 mm stark, aber dies genügte, um dicht stehende, grashähnliche Blätter von 30 - 45 cm Länge und 2 cm Breite hervorzu bringen. Für den festen Max Halt der Pflanze sorgten zahlreiche lange, schlanken Luftwurzeln, die in ihrer ganzen Länge den selben Durchmesser aufwiesen. Diese Pflanze, Freycinetia intermedia und eine F. deremensis, die wir eine Woche später bei Vatuvilakia sammelten, mit stärkeren Stämmen aber kürzeren Blättern, erwiesen sich als neu. Die Fidschier der Umgebung hätten sie

schon » immer » unter dem Namen wa me bekannt, so behauptete Aloisio. Er wusste auch, dass die Früchte von den mbeka, oder fliegenden Füchsen gefressen werden; er selbst hielt sie zum Essen nicht geeignet. Nichtsdesto weniger sind diese Pflanzen sehr nützlich. Fidschi-Häuser, so gross sie auch sein mögen, enthalten nicht einen einzigen Nagel. Dächer, die grössten Balken und Dachspärren müssen an ihrem Platz festgebunden werden. Die frischen Wurzeln der wa me werden gestampft, um sie biegsam und von der dünnen Rindenschicht frei zu machen. Sie liefern eines der festen Bindematerialien.

Der dunkelgrüne Dschungel bei Ngamo wurde an vielen Stellen durch die leuchtend weissen Gardenienblüten aufgehellt; ihr einheimischer Name ist mbolavatu. Die Bäume, die sie hervorbrachten hatten ungefähr die Höhe von drei Metern (Gardenia Stockli oder eine Varie \hat{a} t). Die Blattnospen besaßen einen merkwürdigen Überzug aus harzartiger Substanz. Aloisio pflückte einige und wir kauten sie als Kaugummiersatz. Er gab mir auch das Rezept für eine Medizin, die man aus dieser Pflanze bereitet. » Gardeniawurzel in 5 cm lange Stücke schneiden, gut waschen, in ein Kokosfasertuch legen und in Wasser ziehen lassen. Patienten, die an Lungenkrankheiten oder Verstopfung leiden, verspreicht man das zur Heilzwecken. Die Wirkung soll so stark wie Ricinusöl sein. »

Ich war Herrn Tos, ein netter hilfreicher Ladeninhaber und Freund, bester Kunde, denn ich kaufte Kolonialwaren, die er als grössten Luxus bezeichnete, für mich nicht mehr als Alltagsware. Ich möchte nicht länger konserviertes Rindfleisch essen und so verkaufte er mir zu niedrigem Preise überzählige Tiere aus seiner Hühnerschar. Die Hühner ringen Aloisio und seine Freunde, indem sie mit Holzknütteln nach ihnen warfen, möglichst niedrig, um ihnen die Beine zu brechen. Ich war unangenehm überrascht, dass Aloisio, sonst ein solch freundlicher liebenswerter Jüngling, in Entzücken ausbrach wenn er eine Henne verwundet hatte; die schreiend in ihrer Hilflosigkeit und Qual ihm und dem Suppentopf nicht länger entrinnen konnte.